
E i n e W a n d e r u n g
auf die Höhen am Thuner = See in der
Gemeinde Sigriswyl.

Aus einem Tagebuch des Verfassers.

Wie ich's aushalte auf meinem einsamen Berge: — ob und wie ich der langen Weite entgehe; hier, wo so viele Zerstreungen des geselligen Lebens umsonst gesucht werden: — wie ich nun schon sechs Jahre da leben, und trotz meiner Einsamkeit doch jederzeit so fröhlich seyn möge, jederzeit so gern aus der belebten Stadt nach meinem stillen Berge zurückkehre? das fragen die Leute immer und immer von neuem, und können's nimmer begreifen. — Und doch ist mir hier so wohl um's Herz und so fröhlich zu Muthe, als ihnen bey all ihrem raschen Freudenwechsel gewiß nicht ist; und ich kenne die Langeweile nur vom Hörensagen, nicht aus eigener Erfahrung. — Aber die Natur um mich her in ihren

wechselnden Gestalten entfaltet immer neue zahllose Reize, und Gott sey Dank, daß ich mit meinen Augen sehe, mit meinen Ohren höre und mit meinem Herzen empfinde die Herrlichkeit der Schöpfung um mich her! „Ich achte auf die Werke des Herrn, und habe eitel Lust daran.“ Wie könnte ich darben an Freude? — Wie könnte sie verstummen die Stimme meiner Fröhlichkeit? — So eben komme ich zurück von einer Wanderung durch meine Gemeinde. Zwar sah' ich da weder drohende Gletschermassen, noch tosende Wasserstürze, noch himmelan strebende Felsenkolossen. Aber ich sah die schöne Natur in ihrer stillen Größe und nimmer rastenden Wirksamkeit, und so stehe die Geschichte meiner wenigen Stunden in meinem Tagebuche als ein *meminisse* *juvabit!*

Mit meinem tüchtigen Bergstocke und meinem Waidfack' ausgerüstet zog ich aus im kühlen Morgenwind, und stieg oben im Dorfe den Fußsteig gegen die Allment hinauf, freundlich begrüßt und angesprochen von meinen Bauern, die hier und da in ihrer Arbeit am Wege standen. Eine einsame Lerche, hier oben eine seltene Erscheinung, flog über mir hin mit ihrem wirbelnden Gesang in die Luft, und das Geläute der weidenden Kühe empfing mich beym Eintritt in die Allment. An einer mächtigen Schermitanne rieb sich der brummende Stier den krausen Nacken, und ich bog bescheiden vom

Steige ab, um nicht seiner übeln Morgenlaune in den Weg zu kommen.

Nun stand ich am Fuße des Sigriswyl-Grates, dessen vorderste gegen den Thuner-See gekehrte Spitzen unter dem Namen Kalligstöcke bekannt sind. Der blaue und gelbe Sturmhut, (*Aconitum Napellus et Lycoctonum*) die duftenden Brändlein (*Satyrinum nigrum*) und mein Liebling, die Alpenrose (*Rhododendron ferrugineum*) begrüßten mich in den höhern Regionen, zugleich mit der reinen stärkenden Luft, welche an dem, noch im Schatten stehenden Abhange des Berges mit durchdringender Kühle mich umfloß. Gemächlich und oft ausruhend kletterte ich den jähen, steinigen Pfad hinauf, mich freuend des reinen Himmels, der nach langem Regen nun gute Witterung versprach, und vollen Genuß einer ausgebreiteten lachenden Aussicht, oben auf dem Gipfel, welcher ähnlich einem schmalen Kirchthurme steil und gerad' über meinem Kopfe stand.

„Bleibt das Wetter gut?“ rief ich, als ich unter der so geheißenen gelben Fluh stand; und Echo, die hier ihr geheimes Wesen treibt, rief: „gut!“ Im Vertrauen auf diese Geisterstimme stieg ich muthig vorwärts, und ruhte nicht aus, bis ich oben auf der Platte, der kleinen Fläche eines der höchsten Felszinken stand, wo mich nun eine herrliche Aussicht für die ausgestandene Mühe belohnte.

Hinter mir gegen Süd, Ost prangten Eiger, Mönch, Jungfrau und die übrigen Riesen der herrlichen Alpenkette. Mehr gegen Mittag das Frutigtal mit seinen Hochgebirgen, seinen Seitenthälern, seinen Dörfern und der strömenden Kander, die gleich einem Silberbände das Thal durchschlängelt; dann der Riesen, hier in der schönsten Pyramiden-Gestalt sichtbar; der enge Eingang in das Siebenthal bey Wimmis; die Stockhorn-Kette und die Gurnigel-Berge. Im Grunde tief unter mir spiegelte der dunkle See die umgebende Landschaft in ruhigem Wasser Spiegel zurück; über ihm lag mein trautes Dorf, vom Morgenstrahle freundlich beleuchtet, und die ganze Gemeinde mit ihren Häusern, und Wiesen und kleinen goldgelben Kornstücken, von welchen hinweg die Hügel über und unter Thun bis hinter Bern hinaus in bläulicher Ferne sich verloren. Am äußersten Horizonte bearänzte der Jura, einer grauen Mauer gleich, die lachende Aussicht, und schloß sich gegen Nord-Ost an die Emmenthaler Berge.

Heiter und froh dampfte ich meine Pfeife in die Morgensluft, und visirte mit meinem Fernglase nahe und ferne Gegenstände. Gleich schwimmenden Schwänen kreuzten einzelne Schiffe in verschiedenen Richtungen des See's spiegelhelle Fläche; das Land wimmelte überall von arbeitenden Bauern, und unten im Dorfe ward ein neues Haus gebaut. Auf der Laube am Pfarrhose stand

mein alter alter Pfarrer im Schlafrocke mit seiner Morgenpfeife. — Ich that einen Zug aus meiner kleinen Strohfäse auf seine Gesundheit, jauchzte ihm einen fröhlichen guten Morgen zu, stieg von meinem erhabenen Felsensitze herab, und betrat den Boden der Alp Vorderbergli, wo der Grat am breitesten ist und etwa 500 Schritte mißt. Es finden hier 13 — 15 Kühe und einige Ziegen ihre Sommernahrung. Ein kleiner See, oder besser eine große Pfütze, worin Molche und Feuerkröten hausen, dient zum Tränkwasser, das dem Vieh recht gut bekommt. Doch ist hinter der Alphütte ein — wiewohl schwacher — laufender Brunnen gegraben, von welchem helles und reines Wasser fließt.

Der Sigrißwyl-Grat läuft in gerader Richtung über 2 Stunden lang von den Nalligstöcken gegen die sogenannten Schörziß-Alpen von Mittag gegen Mitternacht, und endigt mit einem schroffen Abhange. Seine Breite ist überall unbeträchtlich, am größten gleich im Anfange, und fast schneidend in den hintern Theilen. Die höchste Kuppe, das Rothhorn, steht fast in der Mitte. Die beyden Abhänge des Berges sind sehr steil. Der eine sinkt gegen das Jusithal (in der Landesprache Uestithal) hinab, und hat oben Wald oder Fels, unten aber schöne fruchtbare Viehweiden. Der andere zieht sich gegen die eigentliche Gemeinde Sigrißwyl, hat ein wenig Wald, etwas mageres Heuland, in seinen hintern Theilen

meist schroffe, nackte Felsenwände und an seinem Fuße Alpen oder gemeines Land (Allment).

Dieser ganze schmale Berggrücken besteht aus einem festen, weißlichen Kalkstein, nach allen Richtungen zerflüftet. Die Oberfläche zeigt so viele Höhlen, tiefe Spalten und Abgründe, daß man fast in Versuchung gerathen möchte, das Ganze nur für Trümmer und über einander gethürmte Ruinen eines ältern Gebirges anzusehen. — Vor einem Jahre stürzte gegen Abend ein Schwein in eine solche Kluft herab. Der Kühhube holt Hülfe im nächsten Dorfe, und langt eben mit einbrechender Nacht in der Höhle wieder an. Jetzt wird ein junger Bursche an einem sehr langen Seil um den Leib befestigt, und ihm eine brennende Fackel in die Hand gegeben. Also hält er seine Einfahrt durch eine enge Oeffnung in die Unterwelt. Tief unten — so daß den oben Haltenden kaum eine Viertel Elle des Strickes in den Händen blieb — findet er das arme Thier auf einem kleinen Abfaze stockstille stehend, und neben ihm eine neue unabsehbare Tiefe. Auf diesem gefährlichen Standpunkt bindet er das Schwein an einem Stricke fest, läßt sich heraufziehen, und rettet dann auch das erschrockene Thier. Uehnliche Zufälle sind nicht so gar selten in dem sonst so ruhigen und sorgenlosen Hirtenleben. —

An Holz findet sich auf diesen Anhöhen noch die Föhre, der Vogelbeerbaum und der Wachholder. Von

Benutzung der Alpenrosen zur Feuerung weiß man hier noch nichts; sie zieren unbeschädigt mit ihren Purpurblumen auf dem dunkeln Teppich des Laubes die weissen Kalktrümmer. Im Winter bewohnen die Gemsen diesen Berg, und steigen an den Halden bis nahe zu den Dörfern herab. Im Sommer ziehen sie sich nach dem Justizthal zurück. Der weisse Hase (*Lepus variabilis*) findet sich hier ebenfalls, doch seltener; und selbst der Mauswurf arbeitet durch alle Hindernisse sich bis auf diese felsigte Höhe hinauf. Der Auerhahn (*Tetrao Urogallus*), der Birkhahn (*Tetrao Tetrix*) und das Schneehuhn (*Tetrao Lagopus*), selbst das Haselhuhn (*Tetrao Bonasia*) hausen, besonders im Frühjahr und Herbst mit Vergnügen hier oben. — In dichten Schaaren schwärmt die Alpdohle (*Dävi*, *Corvus Pyrrhocorax*) auf den Weiden herum, und belebt die todte Stille durch ihr helles Pfeifen. An einsamen Felsen singt die Flöhlerche (*Accentor alpinus*) ihren süßmelancholischen Gesang; und selbst von dem seltenen dreizehigen Specht (*Picus tridactylus*) ist ein Nest in einer hohlen Lanne gefunden worden.

Auch auf diesem einsamen, schmalen Felsrücken hat die Natur ihre milde Hand aufgethan; sie hat die Felsen beblümt und mit kräftigen Alpkräutern geschmückt. Auf der vordern Aly 13 — 15 Kühe und einige Ziegen und Schweine: auf der hintern 8 — 10: auf dem Rothhorn

an die 30 — 40 Schafe, und auf Grat, dem hinter dem Nothhorn liegenden Theile des Berges wohl 200 Schafe, finden hier reichliche Sommerweide.

Indem ich über diese und andere dergleichen Geographische Gegenstände durch den Augenschein, und dann durch Gespräche mit meinen ehrlichen Hirten mich belehrte, waren die Geschäfte derselben beendigt, der neue Käse versorgt, die Kühe eingetrieben und vor der steigenden Hitze des Tages im Stalle geschirmt, und wir begannen unsern Zug gegen das Schafloch.

Die hintere Aly, Oberbergli, ist viel rauher als die untere. Sehr große Strecken des Alpbodens sind nackter Fels, wo nur einzelne Halme dürftig aus den Spalten hervorkriechen. In einer engen Kluft sammelt sich das Wasser vom Regen oder von geschmolzenem Schnee, und auf einer Leiter steigt der Hirte hinab, und holt seinem Vieh zu trinken.

Jetzt standen wir am Rande des fahlen Abhanges gegen das Jussithal, das tief unter unsern Füßen lag. Der schmale Pfad gieng zwischen nackten Klippen, für Ungeübte nicht ohne Gefahr, schmal und steil hinab, und lief dann an der hohen Felswand über schiefriges zerbröckeltes Gestein hin. Tief unten im engen Thale

weideten die Herden
jedes Geländes
braut, Gerde
fühle an, deren
Theil verbleiben,
te ist, und die
Schaf weit geht
gleich hinter dem
Biele sind über
arbeiten, und die
Janzelläumen, m
höchsten hinder
unwigen kömmt.

Der gefällige
müdebetet. Da
die Fochl angejunt
kann trachten soll
mit dem Juvendi
ist krummend, de
legt, und dem neu
die Heiligthum ver
den wir über
kren Wäthum
den Spalten sich
fürzen. — Jann
in des Reich der

weideten die Heerden, und leise nur schwebten die Töne ihres Geläutes auf den Flügeln des Windes zu uns herauf. Gerade um Mittagszeit langten wir vor der Höhle an, deren Eingang, mit einem Holzzaun zum Theil verschlossen, ein Gewölbe bildet, dessen Basis an die 40, und die größte Höhe 14 Schuh beträgt. Ueber 60 Schuh weit geht es gerade hinein, und die Höhe nimmt gleich hinter dem Eingange beträchtlich zu. Die vordern Wände sind überall mit einer Menge von Namen beschrieben, und die Vandleute wetteifern, wer am höchsten hinaufklimmen, mit Kohle oder Rothstein seine Anfangsbuchstaben hinschreiben, und so sich bey der Nachwelt verewigen könne.

Der gefällige Hirt hatte ein Bündel dörres Holz mitgeschleppt. Daraus ward nun Feuer gemacht, und die Fackel angezündet, die uns in den Schooß der Erde hinein leuchten sollte. Denn jetzt begannen wir den Weg nach dem Inwendigen der Höhle, die, in einem Bogen sich krümmend, dem Tageslichte bald den Eingang versagt, und dem neugierigen Wanderer in dichter Finsterniß ihr Heiligthum verhüllt. — Langsam und vorsichtig krochen wir über große Felsbrocken, die jeden Frühling bey dem Aufthauen des Eises, das den Winter über in den Spalten sich bildet, von der hohen Decke herunter stürzen. — Immer tiefer und tiefer drangen wir vor in das Reich der Finsterniß. — Auf einmal erhob sich

Lärm und Getöse, und erschrocken stand ich stille und horchte auf das wüthende Heer, das zu toben begann. Es war eine Schaar von Bergdohlen, die durch unsre Sackel aufgeschreckt, ihre Nester hoch oben in den Spalten verliessen, und gleich nächtlichen Geistern uns wiew um die Köpfe flatterten.

Vertrieben waren die schwarzen Hüter des düstern Einganges: stiller ward es um uns herum, und immer stiller, und nichts traf mehr unser Ohr als das Klatschen einzelner Wassertropfen, die von oben hernieder fielen. Etwa in der Mitte der Höhle geriethen wir auf Eis, bald war der ganze Boden damit bedeckt, und mehrere große Eishügel und kleinere Eiskegel lagen an den Wänden hinaufgelehnt. Sie waren hier und da mit Kränzen von Eiszapfen wunderbar geschmückt und an andern Stellen vom Tropfwasser eben so seltsam ausgehöhlt. Es heißt dieses Eis bey den Bauern ein Gletscher, ist aber nicht, denn es verdankt seine Entstehung einzig dem Tropfwasser, das in nassen Sommern häufig herabfließt, im Herbst und Winter gefriert, aber auch in den heissesten Sommern nie ganz wegschmilzt. Darum indessen ist die Menge und Gestalt dieser Eiskegel eben so wunderbar als die Form eines wirklichen Gletschers, und in keinem Jahre sich gleich. Dießmal war einer derselben zusammengestürzt, die Brocken lagen umher, und zeugten, daß Zerstoren und Wiederbauen

bis in den Schooß der Felsen das unabänderliche Gesetz der Natur bleibt.

Mit einiger, auf dem abhängigen Eiskboden nicht ganz unnöthiger Vorsicht, drangen wir nun bis vollends in den Hintergrund dieser dunkeln Felsengruft. Hier steh'n noch ein paar kleinere Eiskegel, und neben ihnen öffnet sich eine enge, aber, wie sich aus den herabgeworfenen Steinen eraab, sehr tiefe Spalte im Boden des Eises, die das Tropfwasser aufnimmt, und — wenn der Sage zu glauben ist, tief unten im Justthal einer der Alpen es gereinigt als Quelle zukommen läßt.

Ernst und feyerlich war mir zu Muthe hier in dem düstern Felsengrabe. Matt brannte unsre Fackel in der feuchten Luft, und ihre Flamme spielte an den nassen schwarzen Wänden, an den Eiskegeln und auf dem Grunde nur mit schwachem und beynah' ersterbendem Lichte. Die Stille des Todes herrschte um uns her; und allein von den fallenden Tropfen ward sie unterbrochen. Mir war zu Muth als ständ' ich im Reiche der Todten, im Lande des wahren Friedens, wo das Loben der Gottlosen aufhört, und die Abgematteten ruhen — und ruhen die Unterdrückten, und die Stimme des Drängers nicht mehr gehört wird.

Nach einer schauerlichen Pause zogen wir uns langsam zurück aus dieser finstern Nacht des Todtengeldes.

Allmählig schimmerten uns die ersten schwachen Strahlen des Tageslichtes entgegen: heller ward es, und immer heller; mir schien als wär' ich vom Tode zum neuen Leben erstanden. Ich eilte hinaus dem Licht entgegen, und ich jauchzte die Freude meiner Auferstehung ins sonnige Thal hinab; ich trank wie mit durstigem Munde die Farben der Oberwelt. — Einer alten, bennabe verschollene Sage zu Folge soll diese merkwürdige Höhle einst die Wohnung des heiligen Justus gewesen seyn, der mit dem benachbarten Sankt Beatus zuerst in diesen Gegenden die Lehre des Gekreuzigten predigte. Daher denn der Name Justithal. Aber auch die geringste Spur des frommen Eremiten wird umsonst gesucht, da bey der bekannten Beatushöhle doch Mauerwerk und zerfallene Bogen, die einst über den Bach gebaut waren, von ehemaliger Bewohnung auf das sicherste zeugen. — Jetzt dient dieses Felsengewölbe der ganzen friedlichen Heerde der Schafe, die auf diesem Berge weiden, bey einfallendem Schnee und Unwetter im Sommer zum willkommenen Zufluchtsort. Ein vom Eingang bis ans Ende mitgenommener Bindfaden gab der Höhle an die 60 Klafter Länge. Die Höhe des inwendigen Gewölbes konnte ich nicht ausmessen, es ließe sich aber ein ziemliches Haus ohne Anstand in dasselbe hineinbauen.

Nachdem ich beim Herauskommen jetzt von meinem auß der Sennhütte mitgenommenen Vorrathe eine be-

scheidene Mahlzeit gehalten, verabschiedete ich meinen guten Hirten, und zog allein meines Weges zu den hintern Gegenden des Berges hin. Bald war ich bey den ersten Schafen, die freundlich und zutraulich auf mich hervrangen, und mit Geblöcke die seltene Erscheinung eines Menschen begrüßten. Ich theilte meinen letzten Bissen Brod mit ihnen. Aber nun gerieth die ganze bunte Heerde in die gewaltigste Bewegung. Von allen Felsbänken herab kamen sie auf mich los; in einem Augenblick war ich eng eingeschlossen, und konnte nur langsam und mühselig mich fortbewegen in dem Gedränge der ganzen blöckenden Menge, die mich, gleichsam im Triumphzuge, bis auf die Höhe des Berges fröhlich begleitete.

Nach manchem einsamen Kreuz- und Querzuge auf diesem schmalen Rücken herum, stieg ich gegen Abend ins Jostthal hinab, und suchte mir ein Nachtlager bey den Hirten auf der hintersten Aly, deren Sennhütte gemeinschaftlich von Sigriswyl und Oberhofen erbaut ist, weil beyde Gemeinden hier anstoßende Alpen besitzen. Die Hütte ist flüchtig bis unter das Dach gemauert; in der Mitte steht die geräumige gemeinschaftliche Küche zum Käsemachen, rechts und links die Ställe, und hinten das Gemach zum Aufbewahren der Milch. Die Hirten schlafen auf dem Oberboden im Heu, und für die Käse ist ein eigener hölzerner Speicher erbaut.

Biß tief in die Nacht saß ich im traulichen Kreise der Hirten am Feuer, und freute mich nicht wenig ihres klugen und frommen Gespräches. Unwissend in allem beynah, was zur menschlichen Weisheit gewöhnlich gezählt wird, hatten sie doch ihren Verstand durch Erfahrung und Nachdenken so weit ausgebildet, daß sie nicht nur ihren Beruf mit Einsicht erfüllten, sondern auch über die Gegenstände um sich her mit richtigem Blicke zu urtheilen vermochten. — Besonders freute mich aber der eine, ein ältlicher Mann. Mit stillem Ernste leitete er das Gespräch und äußerte mit sichtbarer Theilnahme: „man sollte von fern unserm Thale nicht ansehen was es ist! Es wissen viele Menschen, auch solche, die nicht eben weit davon wohnen, noch lange nicht wie viel Gutes hier gefunden wird. Aber der liebe Gott meynt es aller Orten gut mit Menschen und Vieh, und läßt auch in wilden Bergen so viele nutzbare Kräuter wachsen. — Es ist wunderbar, daß die Nahrung der Kühe sich in eine so schöne Milch verwandelt, und dem Menschen so mancherley Nutzen daraus entspringt; und mit Recht heißt es in der heiligen Schrift: es ist nicht fern von einem jeglichen unter uns, u. s. w.“

Je seltener solche einfache Religiosität mir noch vorkam, je weniger sonst der Landmann die ihn umgebende schöne Natur als ein Buch Gottes anzusehen gewohnt ist, desto willkommner war mir der Mann, der seinen

Schöfer so ich
und ich (schid)
allen eine ge
meinem durt
des lüßigen E

Über die
sich nicht an
Verhöer Da
von einem
Durch die E
des herin.
mit schlich
von Uhr.

eingemurert
Wein-Ver
fand em w
den Glanz
ein wunder
bedeutigen
denken Her
der hier noc
wieß kleine
franz. G
Eide so un
der Schneide
verlichen B

Schöpfer so schön aus seinen Werken kannte und liebte, und ich schied mit herzlichem Handdruck von ihm, bot allen eine gute Nacht, stieg auf einer kleinen Leiter zu meinem duftenden Heulager, und lag bald in den Armen des süßesten Schlummers gefangen.

Aber die Bilder meines unruhigen Geistes vertrugen sich nicht am besten mit der Ruhe des Schlafes. Ein lebhafter Traum, der mit einem gewaltigen Fellsprung von einem Felskopfe sich endigte, weckte mich auf. Durch die Spalten der Hütte brach das Licht des Mondes herein. Vorsichtig stieg ich von der Bühne hinab, und schlich durch die Küche ins Freie. Es war halb zwey Uhr. Vor mir lag das enge, von starren Felsen eingemauerte Thal, dessen Ausgang die majestätische Niesen-Pyramide zu schliessen schien. Gerade über dieser stand am wolkenlosen Himmel der Mond in seinem milden Glanze, und gab der engen Felsenwelt um mich her ein wunderbares magisches Licht. Leise tönten von den beydseitigen Abhängen der Berge die Glocken der weidenden Heerden durch das Thal hin, und sanft rauschte der hier noch kleine Bach, der mit wachsender Kraft dieses kleine Alpenland in seiner ganzen Länge durchströmt. Es war eine heilige Sabbath-Stille, die dem Geiste so unendlich wohl thut; und ich stand da, in der schneidenden Frische der Nacht, versunken in den herrlichen Anblick und vergessen für mein eignes Selbst.

Die wirkliche Welt verschwand meinen Blicken dahin; meine rege Phantasie hob mich in die Regionen des Geistesreichs, und bevölkerte die einsame Mondwelt mit hohen Erscheinungen. — Hehr und feyerlich wandelte der heilige Justus hinab von seiner Höhle gegen die Hütten des Thales. Betend erhob er seine Hände zum Himmel, und sein frommes Dominus benedicat vobis! Es segn' Euch der Herr! — tönte still in meinem Herzen wieder. Jetzt wandelten die Geister seiner Getreuen als wohlthätige Genien durch die Alpen, tränkten die Kräuter mit Thau und verliehen ihnen Kraft und Würze zu Nuz dem Vieh, und hüteten die Heerden an den steilen Abhängen, und wehrten dem Ungemach und den böien Träumen von dem Haupte der sorglos schlummernden Hirten, und es keimte Segen und Wohlthat dem stillen Thal unter den Tritten der Himmlischen. —

Aber endlich löste doch die Kälte der Nacht die Bilder meiner Phantasie wieder in Wirklichkeit auf. Ich zog mich nach meinem warmen Heulaaer zurück, und erwartete schlummernd den Morgen, da ich dann, gelobt von meinen freundlichen Hirten, das Thal entlang nach meiner Heirath wanderte. — Wie so ganz anders indessen war es jetzt, da die Felsen zu meiner Rechten im hellen Sonnenlicht standen, während die zu meiner Linken das ganze Thal noch in kühlem Schatten hielten und das laute Rufen und Jauchzen der treibenden Hirten,

Hirten, mit dem Geläute der nach den Hütten zum Melken eilenden Heerden den einsamen Grund zum lebendigsten Bilde verwandelten. — Ich pfiß einen muntern Kuhreihen vor mir her, und zog fröhlich durch die fruchtbaren Alpen, nicht ohne wiederholtes Ausruhen bey den Sennhütten, wo ich unter mancherley Gesprächen das Merkwürdigste des Thales von den Hirten zu erforschen suchte. —

Wer vom See aus, oder noch mehr von der jenseitigen Höhe bey Aeschi her den Eingang des Justithales ansieht, der hält es kaum für möglich, daß in dieser engen Felsenspalte so manche fruchtbare Alp sich hinziehen sollte, die zusammen einen reichen Ertrag des besten Käses abwerfen. — Einer gähnenden Kluft gleich scheint von dort sich der Eingang in eine Höhle vielmehr als in ein fruchtbares Alpenthal zu öffnen. Mit einer nur der Allmacht zu Gebote stehenden Gewalt, ist der schmale Siariskwyl-Grat von dem Gebirge des Beatenberges losgerissen, und die fähen beyseitigen Halden zeigen von ferne nur nackten Fels, und scheinen in der Tiefe hart an einander zu stehen.

Und doch liegen in dieser Kluft recht vortreffliche Alpen, die nicht weniger als 258 Kühe nähren, und an den Felsen, die den Kühen nicht zugänglich sind, für eine ziemliche Schafheerde Sommerweide bieten. Der

Käs, der hier verfertigt wird, ist vortrefflich, und hat im Handel seinen Rang gleich nach dem besten Saanen-Käs. An den steinigen Halden wachsen unter den Trümmern des verwitterten Kalkgebirges ungemein kräftige Alpenkräuter, denen auch der heisseste Sommer deswegen nicht zu schaden vermag, weil das enge Thal eine geraume Zeit des Tages im Schatten liegt, und also der erquickende Thau bedeutend lang auf den Pflanzen bleibt und sie frisch erhält. Eine Menge klarer und frischer Quellen entspringen im Grunde und vereinigen sich mit dem Hauptbache, der gegen den See hinfließt; — also segnet die milde Natur selbst in engen Klüften geborstener Felsen noch mütterlich!

Hat man den Gränzzaun der letzten Alpweide überschritten, so steht man darum noch nicht am Ende des Thales. Eine beträchtliche Strecke Landes senkt sich nun erst noch gegen den See, und wird von der Dorfschaft Merligen als Allment benutzt. Hier zog mir mit hellem Geflingel die zahlreiche Heerde der Ziegen entgegen, und ich bewunderte sowohl die gefürchtete Autorität des Monarchen mit der Peitsche, als die Intelligenz und den vünftlichen Gehorsam der sonst so launischen Untergebenen. Ein einziges Wort, ein Peitschenknall — ein durchdringender Pfiff — und alles marschirte rechts oder links — machte Halt — sprang über den Bach, wie er's nur haben wollte. Ich lobte seine seltene Regierungskunst,

die ich jedem Schulmanne wohl wünschen möchte, stoyfte ihm seine Pfeife, und stieg nun rechts in die Höhe meiner Heimath zu. Oben stand ich noch einmal stille, sprach im Geiste einen herzlichen Segenswunsch über das Thal, seine Hirten und Heerden, bog um die Ecke herum, und auf einmal lag der See und seine schönen Ufer vor meinen Augen. Raschen Schrittes eilte ich über die steinigte Straße herab meinem Dorfe zu, und ein freundlicher Willkomm bey Hause endigte meine fröhliche Wanderung.

G. J. Kuhn.

Lied einer Deutschen
an ihren Gatten nach Niedersachsen.

Ende Aprils 1813.

Entfärbe dich, o Frühlingsfeier!
Der holden Freude Traum entzieh!
Umhülle mich mit deinem Schleier,
Erhabene Melancholie!
Ach, selbst der Liebe heil'gem Sehnen
Sind dumpfe Seufzer nur geweiht!
Zu mild und weich sind ihre Thränen
Für diese grauenvolle Zeit.

Bergebens haucht ihr süße Düste,
Ihr Blüthen! flattert nur herab!
Eröffnet sind des Schicksals Klüfte,
Und Menschenblüthe sinkt in's Grab.

Mit Aetherblau voll Zaubertöne,
 O Phantasie, umgib mich nicht!
 Es dämmert mir in höh'rer Schöne
 Das blutigdunkle Abendlicht.

Wie rollt des Donners Schreckenstimme
 Mir harmonienreiche Lust!
 Es fasset bey des Sturmes Grimme
 Begeistrungschauer meine Brust.
 Wohl schlaget ihr mit wildem Sausen,
 Ihr Wellen dieses Ufers Rand,
 Gleich der gerechten Rache Brausen
 Im schwer gekränkten Vaterland!

O, meines Volkes großes Streben
 Erfüllet meine Seele ganz;
 Ich seh' es kraftvoll sich erheben
 Zu seines alten Ruhmes Glanz.
 O Geist der Jugend! Geist der Wahrheit!
 Ruf' alle sie zum Bündniß auf
 Und führ' in unbewölkter Klarheit
 Zum ächten Ziel der Kühnen Lauf!

Das ächte Ziel, hat längst verkündet
 Dein Namensklang, Germania!
 Wenn Brudersinn uns treu verbündet,
 Ist uns die große Stunde nah!

Schon fließt in Strömen, dich zu retten,
 Der Freunde wie der Söhne Blut,
 Zerbrich die schmähhlich, schweren Ketten
 Mit Selbstgefühl und hohem Muth!

O Volk! so herrlich ausgezeichnet
 In allem, was die Menschheit ehrt,
 Zum Denken, wie zur That geeignet,
 Germanen! fühlet Euern Werth!
 Vertilget sie, die gift'gen Saaten,
 Die fremde Arglist Euch gebracht!
 Von guten Fürsten deutscher Staaten
 Sey deutscher Treue Bund bewacht! —

Geliebter, dem im Vaterlande
 Des Schicksals ernste Wage klingt!
 Wie nah' und fern mit heil'gem Bande
 Und Lieb' und Treue fest umschlingt,
 So sind wir Eins in heißem Flehen
 Für unsers Volkes Ruhm und Glück:
 O brächte bald beym Wiedersehen
 Die Siegesbotschaft mir dein Blick! —

Emilie Harnes, geb. v. Doppel.

Auf der Reise 1812.

Gleiten im Schiffein über den See, und schauen,
wie friedlich

Menschenwohnungen sich sonnen am grünen Gestad,
Wie mit silbernem Haupt hinan zum Azur der Lüfte
Berge steigen von fern, mächtig als Säulen der
Welt;

Wandeln im Thale durch blühende Auen am rieselnden
Bache,

Hören des Hirten Gesang, preisen sein leichtes
Geschäft;

Steh'n, gleich einer Handvoll Kinder, mit frohen Ges
fährten

Auf dem Gipfel des Berges, unten unendliches
Land;

Oder sich wenden auf einsame Felsenspfade, verlassend

Alles Leben der Welt, hüllend in Grausen sich ein,
Wo die Gletscher krachen, die Adler schreyen, die
Bäche

Stürzen, die Lawine sich wälzet mit donnerndem
Sturm;

Wieder hinunter dann zu hochgethürmeten Städten,
In des Lebens Gewühl, in der Gesellschaft Kreis; —
Glücklich der Wanderer, der, sen's auch am Stabe der
Mühe,

Alle die Herrlichkeit schaut, sein ist ein edles Ge-
fühl!

Aber ihm helfen nicht Berg', ihn trösten nicht Thäler
noch Seen,

Denkt er nicht freudig wie wir auch an die Heimath
zurück!

Ulrich Hegner.

Da geht
Noch
Aus mein
Und
Er geht
Das m
Wie wohl
In Se
Den nicht
Sollt
Noch ein
Und
Vergessen
Nur
Dem süß
Bleib

D e r H a r f n e r .

Da geht er hin, und sanfte Töne hallen
 Noch aus der Ferne zu mir her!
 Aus meinem Himmel bin ich nun gefallen,
 Und alles um mich ist so leer.

Er geht dahin mit seinem süßen Liede,
 Das wunderbar mein Herz besiegt!
 Wie wohl war mir! Es hatte stiller Friede
 In Seenträume mich gewiegt.

Den niegehörten Zaubermelodien
 Folgt sehnend nach mein stilles Herz. —
 Noch einmal kehrt mit euren Phantasien,
 Und tragt mich wieder himmelwärts!

Vergebens ist es, sie zurückzurufen!
 Nur Einmal lächelt jedes Glück.
 Vom süßen Augenblick, den Götter schufen,
 Bleibt nur Erinnerung zurück.

B u r c h a r d t .

Regentenlast.

Ein Schwank.

(Hierzu das Titelfupfer.)

In einer alten guten Stadt,
 Die Rath und Burgermeister hat,
 Vor Zeiten saß ein Edelmann
 Mit Ehr' und Frommkeit angethan;
 Der ward zum höchsten Regiment
 Von aller Burgerschaft erkannt,
 Und führt das Amt in Ruhm und Preis
 Gar ritterlich, gerecht und weis.
 Drob freut er sich in seinem Sinn,
 Und denkt zufrieden vor sich hin:
 Nichts in der Welt doch alle Frist
 Wie Regiment so löblich ist!
 Von Groß und Klein, von Arm und Reich
 Thuts keiner mir an Mühe gleich;

Ich trag' ein' Bürde groß und schwer,
Wo trägt und schafft ein anderer mehr?

Derselbig Bürgermeister lag
Auf seinem Schloß an einem Tag,
Im weiten Feld mit Kind und Weib,
Thät gütlich pflegen seinen Leib.
Drauf, als zur Stadt er wiederkehrt,
Beritten, zierlich, wohlbewehrt,
Am Morgen früh zu guter Zeit,
Da kaum der Hahn im Hofe schreit,
Bergißt er, wie's in Eil sich trifft,
Ein Bündlein köstliche Geschrift,
Die sollt er nicht dahinten la'n,
Er muß' sie heut' im Rathe ha'n. —
Und als ein Stündelein im Trab
Er frisch geritten Thal hinab,
Da sinnt er dran und schlägt im Zorn
Die Faust sich auf die Stirne vorn,
Und schwört ein Zeichen oder vier,
Und schimpfet was von Müllerthier.

Indem so sitzt am Wege nah
Ein Hirtenbub, der hütet da,
Und Geißeln wimmeln ringsumher
Als ob's ein Haufen Emsen *) wär.

*) Ameisen.

Er, fällt dem Bürgermeister ein,
 Der soll mein Botenläufer seyn!
 Denn fehr' ich selber um nach Haus,
 So lacht die Frau mich übel aus.

Er ruft den Jungen stracks herbey
 Und giebt ihm blanker Bagen drey,
 Und spricht mit ihm ein freundlich Wort:
 „ Du! lauf zum alten Schlosse dort;
 Der Edelfrau 'nen hübschen Gruß!
 Ein Bündlein Schrift da liegen muß,
 Im Eisenkasten rechter Hand
 Bey meinem Schragen an der Wand, —
 Das soll sie senden alsobald,
 Ich hätt' es früh vergessen halt! „

Der Junge drauf mit frehem Muth:
 „ Gar wohl, mein edler Herre gut!
 Doch wahret auch inzwischen mir
 Der Geißen und der Böcke hier. „
 Mit dem, so giebt den Hirtenstab
 Er flugs dem edlen Ritter ab,
 Und weil's da Niemand sehen kann,
 So nimmt auch der den Stecken an.
 Da läuft der Knabe tapfer fort
 Und läßt den Herrn an seinem Ort.

Der stieg vom hohen Roße jetzt
 Und lachend sich in's Grüne setzt. —
 O weh, da kömmt ein böser Geist,
 (Weiß nicht mit Namen, wie er heißt,) —
 Und gleich auf all die Geißen her
 Und jagt sie rasend kreuz und quer. —
 Zwey setzen durch den nahen Bach,
 Drey laufen scharf dem Hirten nach,
 Ein Häuflein rennt in's junge Korn,
 Die Größte bricht durch Saun und Dorn,
 Viel streiten sich mit hartem Stoß,
 Und Noth und Pein wird übergroß.

Der Ritter fährt im Zorn empor,
 Und springt den einen hastig vor,
 Und wirft mit Steinen auf die Drey,
 Und packt am Ohr die tollsten Zwey,
 Und scheidet dort den wilden Strauß,
 Und theilet Püff' und Prügel auß,
 Zerreißt den Mantel sich im Dorn,
 Verliert im Gras den rechten Sporn,
 Beschmutzt die Stiefel um und um,
 Und tritt den Sporn am Hinken krumm,
 Daß bald der Spuck ihn herb verdriest
 Und Schweiß in Bächen von ihm fließt.

Indem so kömmt zu gutem Glück
 Der Hirt in strengem Lauf zurück,

Und bringt die Schrift, und nimmt den Stab
Dem Bürgermeister wieder ab.

Der wischt die nasse Stirn und spricht:
„Ben Kreuz und Stern, das dacht' ich nicht,
Daß Geißenhuth so voller Noth:
Der Hüter ist ein saures Brod!
Ich dacht' wie gar so wunderswer
Mein Amt und Regiment mir wär',
Nu merk' ich, daß ein schlechter Hirt
Biel ärger noch geplaget wird.“

J. N. Wyß, der jüngere.

Tägliches Urtheil.

Wie spricht der Mann so toll, so dumm, so wunderbarlich!
Er ist gewiß verrückt, er denkt ja nicht wie — ich!

J. N. Wyß, der ältere.

Die Verläumdung.

Eine Fabel.

„Entfliehe nur, du stolzer Schwan!
 Da wir zu nahen dir beginnen;
 Wir spritzen Schlamm dir strafend an,
 Dann magst die Ferne du gewinnen.“

So schnatterte der Enten Schaar,
 Befleckend eines Schwans Gefieder.
 Er rudert fort — verachtend zwar —
 Und taucht und hebt sich blendend wieder.

W. D.

 Wieland.

Der böse Tod umschlich dich sachte,
 Geschreckt durch Phöbus Goldtrinctur.
 Doch endlich faßt' er Muth und machte
 In deine Verse die Cäsar.

Man sieht, auch Dichter müssen sterben
 Der Tod packt alle Welt beim Schopf.
 Gern laß' ich all dein Gut den Erben,
 Nur Eines wünsch' ich — deinen Kopf.

J. K. W y f f , der ältere.

An J. G. Salis, den Dichter.

Siehe, die Nachtigall schweigt! Wer singet im Thale
nun fürder!

Vögelein singen genug, oder nicht Eines wie sie! —
Du auch, Meister des Liedes im Alpengebirge, du
schweigst!

Viel zwar singen dir nach, aber nicht Einer
wie Du! —

„Kehrete die Nachtigall doch!“ — so rufen im Thale
die Hirten.

„Singe noch, Salis, ein Lied!“ — hallt es im
Alpengebirge.

J. R. Wyß, der jüngere.

Die Rebe um den Pomeranzenbaum.

Wie um hesperische Frucht, so schlingt um den Baum
 der Erkenntniß
 Sich die Ranke des Wahns hundertarmig und stark.
 Wahrheit suchen wir all; nur sparen die bittere
 Frucht wir,
 Bis wir die Traube versucht, welche so süß uns be-
 rauscht.

Burckhardt.

Der Sittenrichter.

Bitter fließt ihm vom Munde der armen Sünder
 Bescheltung:
 Mit den reichen indeß lebt er auf traulichem Fuß.

Ulrich Hegner.

Der Stein der Weisen *),

Gewidmet der Schweizerischen Künstler-
Gesellschaft in Zofingen.

Ritter Rubens saß und mahlte
Mit der Farben Zauberlicht,
Wie durch seinen Geist, es strahlte
Groß, ein göttliches Gedicht.

Ueber Noth und Sorg' erhoben
Schafft vor seiner Tafel er. —
Was die Besten ewig loben,
Bannt sein kühner Pinsel her. —

*) Nach einer wahren Anekdote, in Landons Kunst-
Annalen.

Horch, da Klopft's mit leisem Beben
 kaum vernehmbar, an der Thür; —
 Forschend will er rasch sich heben,
 Und er ruft: „Wer Klopft hier?“ —

Schüchtern blickt herein mit Grüßen
 Meister Brendel, wohl bekannt,
 Bitternd auf den alten Süßen
 Tritt er vor und beut die Hand.

„Gottes Segen Euch und Frieden,
 Ritter Rubens,“ war sein Wort,
 „Goldner Fleiß ist Euch beschieden,
 Und ihr bildet fort und fort!“

„Ich zwar laß' es auch nicht fehlen,
 Emsig mahl' ich Tag um Tag,
 Und ich könnte viel erzählen,
 Was zu liefern ich vermag.“

„Aber, wie behend wir mahlen,
 kaum, — gesteht mir! — langt es hin,
 Daß des Hungers herben Qualen
 Und der Armuth wir entflieh'n.“

„Nachbar Rubens! im Vertrauen,
 Andre Hülfe wüßt' ich nun: —

Mit Erstaunen sollt Ihr schauen,
 Daß wir Fürsten gleich es thun. "

„Wagt ein Hundert Gold, Dukaten! — —
 Durch des Himmels feltne Gunst,
 Ward mir Herrliches verrathen,
 Aller Künste Königskunst! "

„In geheimer Stille rüsten
 Wir den Stein der Weisen zu, —
 Und ein jegliches Gelüsten
 Büßen wir in stolzer Ruh'. "

„Was zu wünschen, was zu haben
 Süß dem lieben Herzen thut,
 Muß im Uberschwang uns laben:
 Ruhm, und Gold und Götter, Muth! " —

Ritter Rubens sieht mit Lachen
 Auf den grauen Brendel jetzt,
 Der von all den schönen Sachen
 Mit entzückter Weihe schwägt.

„Stein der Weisen! — Eitelkeiten?
 Ruft er endlich frisch heraus;
 „Sollt' ich jetzt ihn erst bereiten?
 Und verbrauch' ihn längst im Haus! " —

Brendel lauscht mit offenem Munde,
 Stutzt und spricht: „ Gerechter Gott!
 Treibt Ihr wohl zu böser Stunde
 Mit dem armen Brendel Spott? “

„ Spott? “ — versetzt der Ritter wieder,
 „ Wahrlich, guter Brendel, nein!
 Offen red' ich Euch und bieder, —
 Selbst ja mögt ihr Zeuge seyn! “

„ Unverhüllt in freyem Saale
 Sehet Euer Kleinod hier!
 Dieser Pinsel, wenn ich mahle,
 Wird zum Stein der Weisen mir. “

J. R. W. H., der jüngere.

dem Er
 Nabe den ich
 sterbliche Ein
 dem Frühling
 künftige Lobe
 des Vergnügn
 dem gefühlvolle
 für jede Sch
 Eindrücke aus
 dealischen Welt
 witen Phantasie

Die rothe Buche

auf

dem Stammberge am Grchel.

Eine alte Volksfage.

Nabe den schattenreichen Hainen, in welchen der unsterbliche Sänger, Salomon Gekner, zwei Jahre aus dem Frühlinge seiner Jugend verlebte; wo er, als der kunstige Theokrit des Alpenlandes, mit vollen Zügen das Vergnügen trank, welches hier die reizende Natur dem gefühlvollen Jüngling entfaltete, — und wo seine, für jede Schönheit empfängliche Seele, die Bilder und Eindrücke aufnahm, welche die ersten Grundzüge jener idealischen Welt wurden, die später aus seiner zauberhaften Phantasie hervorgieng; nahe den abgelegenen

Gebüſchen, in welchen er auf einer Raſenbank oder einem Moosbette von Ephen umſchlichen, ben dem melodischen Gefange der Vögel oder dem Rauſchen des nahen Baches die Erſlinge ſeiner Lieder an Dayhuefang *): nahe dieſer Gegend erheben ſich die Berghalden, welche hinauf nach dem Dorfe Buch führen, und wo nach einer dunkeln Volksſage ſich Folgendes bis auf unſere Zeit über die rothen Buchen erhalten hat.

In der grauen Vorzeit — denn uralt iſt die Legende — wüthete in dieſer Gegend eine fürchterliche Hungernöth; noch lagen die jetzt ſo herrlichen Fruchtgefilde, die ſich von Buch herab über die Dörfer Flach und Berg bis an die Ufer des Rheins hinbreiten, als eine unangebaute öde Gegend, voller Moräfte und niederer, verworrener Geſträuche. Alles ward aufgezehrt. Biſher ungewöhnliche Nahrungsmittel, welche die menſchliche Natur ſonſt verabscheut, wurden in der allgemeinen Noth aufgeſucht und zur Friſtung des ſo theuren Lebens verzweiflungsvoll verſchlungen. Da erzeugte ein ſchleichendes

*) Dieß war zu Berg, einer ehemaligen Gerichts- herrlichkeit der Eſcher von Zürich, deren Familie: die Eſcher von Berg, noch jetzt heißen. Man vergleiche Übriaens was der Biograph Salomon Gefners, Hottinger, über dieſe Gegend ſagt. S. 38 — 42.

Gift, welches die unnatürliche Nahrung in der Lympher-
gebar, eine pestartige, zerstörende Seuche. Was sich auf
zwey Stunden in der Nähe angesiedelt hatte, ward ein
trauriges Opfer derselben; die Menschen fielen sinnlos
hin, und die ganze Gegend umher ward entvölkert.

Mitten in diesem Jammer erhielten sich noch drey
Brüder *), Jünglinge in der vollen Blüthe des Lebens.
Ihre Aeltern, welche eines Tages ins Thal hinabgegan-
gen waren, um für sich und ihre Kinder Nahrung zu
suchen, kamen nicht mehr zurück; sie erlagen dort der
ansteckenden Krankheit.

Manchen Abend traten die Knaben hinaus vor ihre
Hütte, die auf einem der höhern Hügel einsam am
Berge stand, von welchem hinweg sie die Aussicht in das
Thal herab hatten, ob sie nicht etwa die Rückkehr ihrer
Aeltern erlauschen könnten. Aber umsonst spähten ihre
Blicke nach der todten Gegend; kein Vater und keine
Mutter ließ sich mehr sehen, und bald ward es ihnen
zur traurigen Gewißheit, daß sie nie mehr zurückkehren
würden.

Ihr ganzer Reichthum bestand noch in einer Ziege,
von deren Milch sie sich nothdürftig erhielten; aber,

*) Die einen sagen vier, noch andere fünf; wir folgen
der Mehrheit.

indem das Bedürfniß ihres Hungers das arme Thier zu sehr anstrengte und der eingebrochene Winter die Gesträuche und Pflanzen, welche ihm zur kümmerlichen Fütterung dienten, mit tiefem Schnee bedeckte, so daß es endlich entkräftet hinsank und den unglücklichen Brüdern zum letzten Troste nichts weiter übrig ließ, als sein abgeehrtes Gerippe, versiegte auch die letzte Quelle ihrer Erhaltung. Unter dem Schnee hervor krachten die Unglücklichen, heißhungerig nach Speise, die Wurzeln aus, welche noch einiges Mark für ihr Leben darboten.

So erwehrtten sie sich des schrecklichen Hungertodes bis auf den Frühling.

Eines Tages, es war um die Auffahrt, als sie eben mit ungewöhnlicher Begierde Wurzeln ausrissen, geschah es, daß eine Feldmaus aus dem Boden hervorsprang, und von einem der Brüder behend mit der Hand aufgefangen wurde.

Da entstand unter ihnen ein rührender Wettstreit, welchem aus ihnen diese Beute angehöre? Keiner der Guten wollte sie für sich allein behalten, keiner die Maus für sich allein genießen. „Du hast sie zuerst gesehen,“ sprach der Eine. — „Du hast sie aber aufgefangen,“ sprach der Andre. — „Ob ich sie schon fieng, so ließeß du sie nicht wieder springen, sonst hätte ich sie nicht —“ sagte der Dritte; und obschon alle drey gleich

schrecklich hungerten, so wollte doch keiner eingestehen, daß die Qual des Hungers ihn am stärksten foltre; keiner es glauben, daß die Beute nur Einem allein angehören sollte. Und doch sprach jeder: „Was ist eine arme Maus unter Drenen getheilt? Kaum für Einen ein Bissen!“

Da aber keiner nachgeben, keiner die Maus für sich allein behalten wollte, vereinigten sie sich endlich dahin, sie wollten dieselbe dergestalt theilen, daß der Jüngste, welcher sie festgehalten, ihr das Blut aussaugen solle, die beyden andern aber ihr Fleisch genießen möchten.

Als aber jener in voller Hast mit ihr nach dem Munde fuhr, um warmes Blut in seine kalten Glieder zu bringen, entgieng der matten Hand die noch lebende Maus, und schlüpfte dem Unglücklichen durch die Halsröhre hinab in die Eingeweide.

„Ich muß sterben! . . .“ sprach er mit dem Angstschweiß auf der Stirn. Seine Gesichtszüge verzehrten sich, denn das Thierlein fieng an in den Eingeweiden zu wühlen. Langsamem Tode erlag er dem Schmerze; und seine Brüder — in dieser Noth es nicht für eine Sünde achtend — eilten, den Leichnam als Speise unter sich zu vertheilen.

Und indem sie dieses mit schwankenden Knieen und zitternden Händen thaten, flossen einigemal Tropfen

des noch warmen und rinnenden Bruderblutes auf die Blätter eines emporkeimenden Buchensproßlings. Das Mäuschen aber, welches sie aus dem Eingeweide herausfanden, begruben sie an der Stelle, wo der Sproßling mit den Blutspecken stand.

„Hier wollen auch wir sterben!“ sagten die übrigen Beyde, wie nach wenigen Tagen der Leichnam aufgezehrt war, und sie einander mit starrem Blicke ansahen, als fragten sie sich: „Ist's auch wahr, daß wir hier das Fleisch unsers Bruders, wie der hungrige Wolf das gewürgte Lämmlein, zerrissen?“

Da hierauf das Schwachen des Hungers eine sich selbst verzehrende Hitze in ihre Glieder gebracht, sanken die beyden Brüder mit verschlungenen Armen, als wollten sie sich noch im Tode an einander halten, auf der Stelle nieder, wo das blutbefleckte Büchlein sproß. Erschöpft lagen sie da, und so fand man sie beisammen liegen auf dem Hügel des Stammberges bey Buch am Irchel.

Ein Jagdfalke hatte die Stelle dieses schauervollen Vorgangs — durch seinen wiederholten Flug und sein Geschrey nach dieser Gegend — verrathen. Ein Jäger von Freyenstein folgte dem Vogel, und fand der Brüder Einen noch lebend — aber so ermattet, daß er nur mit

schwerer, hinterher
ten sein und hinter
konnte. Da erst
toten Bruder tritt
Hammer.

Und bald darauf
an den Leichen über
um den Boden
Vetter, bekennt.

Es suchte die
in sich nicht losen
der ersten Schick
männlichen Erde.

Und da, wo die
Jahreszeit nach je
cheinlich Blätter z

Die Erzählung
brüder an die Hand

* Nach Schenk
1r. 21. 8.
auch Wunsch
der Aufschrift
hervor nach

schwacher, hinsterbender Stimme in abgebrochenen Worten sein und seiner Brüder Schicksal verständlich machen konnte. Da entfloß auch ihm der letzte Hauch. Seinen todten Bruder hielt er in den Armen — noch fest umklammert.

Und bald darauf wurde, was die Verwesung noch an den Leichen übrig gelassen hatte, in den Boden rund um den Buchensproßling, auf welchem die Blutstropfen klebten, bestattet.

So starben die beyden Brüder, welche den dritten in sich selbst hinein begraben hatten, und schlummern den ernststen Schlaf des Todes in demselben Bette der mütterlichen Erde.

Und da, wo die beyden Brüder ruhen, schossen nach Jahresfrist noch zwey andre Büchlein auf und brachten ebenfalls Blätter mit rother Farbe hervor *).

Die Erzählung des Jägers aber erscholl von der Löss herüber an die Thur und den Rhein. — Manche wollten

*) Noch Scheuchzer erwähnt in seiner Naturgeschichte 1r Thl. S. 2. dreyer solcher Buchen. Man sehe auch Bluntschliß Memorabilia tigurina unter der Aufschrift: Wundergewächs, S. 555. hierüber nach.

die Jünglinge und ihre Aeltern gekannt haben. Alle aber, welche von ihnen zu erzählen wußten, priesen die kindliche Liebe, womit diese Jünglinge einst ihre Aeltern erfreuten und sich selbst unter einander beglückten.

„Nie wäre — so hieß es, ein Streit unter ihnen gewesen; stiller Friede hätte immer in ihrer Hütte gewohnt; wie Engel Gottes hätten sie schon auf der Erde gewandelt, darum habe sie auch Gott, weil er an solcher Liebe Gefallen trage, hingenommen. Sie waren ja Waisen und keiner konnte ohne den andern leben.“

Die Hirten der Gegend wollten nachwärts, als die Wohnung der Brüder verwittert zusammensank, auf der Stelle, wo sie den Hungertod starben, ein Zeichen der Erinnerung brüderlicher Liebe errichten. Oft versuchten sie es und bauten von Feldsteinen eine Hütte — sich und den jungen Büchlein zum Schutze gegen Sturm und Ungewitter — aber, so wie der Frühling erschien und die Auffahrt nahte, rollten die Steine aus einander und ward das Gemäuer wieder dem Boden gleich.

Dann schien es als hoben sich die jungen Büchlein nur schöner aus dem Schutte hervor und je am Tage der Auffahrt und Pfingsten prangten die zarten Blättchen mit der wunderschönen Purpurfarbe des jugendlichen Blutes, von welchem diese Erde trank.

Da ließen die Hirten
nicht *) nie mehr über
selben gegen Abend
einmüßig in den
letzen sie denn immer
und da sie gründlich
ihrer Hirtin, ließen
die Waisen

Ents über sie,
drückte, wie kein
Lob der Hirtin
nie im Stillen
für die Himmels
Götter sehr Tage
es nach vielen Tagen
(Amos 2).

Und es deutete

*) Ich müßte hier
unter diesem Namen
die Schwärze
für sein Freunde
bezeugen
war. Von ihm
Sitt.

*) Nach einem Br

Da ließen die Hirten ab und bauten sich ihre Baracke *) nie mehr über die heilige Stätte, sondern derselben gegen Abend, wo das ferne Rauschen der Löss einförmig in den Bergwäldern jenseits verhallt. Hier lebten sie dann immer vom Frühling bis zum Spätherbste, und da sie gewöhnlich im Märzmonate hinaufzogen mit ihrer Heerde, hießen sie deswegen drunten im Thale nur die Märzern.

Stets sahen sie, so oft des Jahres Blüthenzeit wiederkehrte, wie beym Erwachen der Natur anfänglich das Laub der kleinen Buchen hellgrün hervorbrach, als hätte nie ein Blutströpflein es berührt, — dann aber auf die Feste der Himmelfahrt und der Ausgießung des heiligen Geistes zehn Tage lang eigentlich blutroth erschien, bis es nach diesen Tagen endlich ins sanfte Dunkelgrün verschmolz **).

Und es deuteten die Hirten des Berges den Wechsel

*) Ich wählte hier absichtlich dieß fremde Wort; denn unter diesem Namen steht ein Haus bey Buch, das die Geburtsstätte des zu früh für die Kunst und für seine Freunde in Wien verstorbenen jungen und hoffnungsvollen Malers und Kupferstechers März war. Man sehe dessen Biographie von Pfarrer Beith.

***) Nach einem Briefe Savaters, Pfarrers zu Buch.

der Farben, der an den Blättern der jungen Buchen um jede wiederkehrende Blüthenzeit vorgleng, nach dem frommen Sinn ihres damaligen Kinderglaubens und den Begriffen ihrer einfaltvollen Zeit.

„Das Hellgrün“ — sagten sie — „drückt die Hoffnungen der harmlosen Jugend aus; das Blutroth, die Freude mit denen zu sterben, die unserm Herzen die nächsten sind; — und das Dunkelgrün die Schatten des Grabes, in welchem die Müden schlummern.“

Diese guten Hirten waren auch unter sich selbst immer die besten und liebendsten Brüder. Es war als wehte der milde Hauch der Bruderliebe aus der heiligen Erde nach ihrer Hütte hin, denn der Geist des Friedens und der Liebe gab ihnen gleichsam eine Engelsgestalt. Ein sanftes Himmelblau sprach aus ihren Augen, und goldene Locken wälten um ihre Schultern.

Da aber in der Folge der Jahre das Hüttchen zu klein ward, um alle zu fassen, theilten sie sich in Frieden und Freundschaft. Als sie schieden, sprach der Großvater zu der Enkel Einem — indem er ihn segnete: —

„Gedenke

„Gedenke der
und liebe deine
schen alle,
sag' es deinen
nen sagen, die
durch dein Her
den Menschen
unglücklichen
Mäuschen gl
so theile du
armen Trüder
hold es Noth t
ruht Gottes B
begleiten sie au

Es stößt der
lügt und mit einer
hin im Frieden me

Und der Knabe
nie vergiß, trage
das Bild des mittle
mit. Eoiter wähle
Gedächtniß, wober
ihrer Hütten, un
Es heißt es noch

Diese Sage v

„Gedenke der rothen Buchen, mein Kind! und liebe deine Geschwister und die Menschen alle, die deine Brüder sind. Einst sag' es deinen Kindern, damit sie es denen sagen, die nach dir kommen; lehre sie durch dein Beyspiel Milde und Güte unter den Menschen üben! — Wie die armen, unglücklichen Brüder in gemeiner Noth ihr Mäuschen gleichwohl theilen wollten: — so theile du mit deinen Geschwistern und armen Brüdern den letzten Brosamen so bald es Noth thut! Auf solchen Kindern ruht Gottes Wohlgefallen, und die Engel begleiten sie auf ihren Wegen!“

So schloß der Greiß, indem er den Knaben noch küßte und mit einer Thräne im Auge sprach: „Ziehet hin im Frieden! meine Kinder!“

Und der Knabe, auf daß er des Großvaters Wort nie vergesse, kriechelte sich in eine abgeschälte Baumrinde das Bild des mittlern, rothen Büchleins und nahm es mit. Später wählten die Urenkel sich dasselbe zum ewigen Gedächtniß, woher sie stammten, als das Wahrzeichen ihrer Hütten, und nannten nach ihm ihr Dörflin Buch. So heißt es noch heute.

Diese Sage pflanzte sich von einer Reihe von Jahr-

hundertten auf die folgende; von Urahnen auf Großväter, von den Großvätern auf die Kinder und Kindeskinde fort, bis auf den heutigen Tag.

Darum wallfahrten noch jetzt alljährlich auf eine Meile im Umkreise Junge und Alte nach diesem merkwürdigen Orte hin. Dann ist der Stammberg am Irchel der große Tempel, wo Väter und Mütter in den Schatten der Bäume auf Rasen hingelagert, ihren Kindern die Lehre der Geschwisterliebe ins jugendliche Herz legen.

Wenige nur, welche die halbverklungene Sage nicht mehr recht verstanden, oder denen sie entstellt und wohl auch verfälscht vorgeschwatzt wurde, erzählen ihren furchtsamen Knaben und Mädchen von einem dreyn oder wohl aar einem fünffachen Brudermorde, — oder von Einsiedlern, deren einer den andern umgebracht, und ihm die Hütte über dem Kopf angezündet habe, damit er verbrennen möchte und der Mord nicht verrathen würde. Sie meinen: deswegen betünche der allmächtige Gott auf die heiligen Feste dieses Laub mit der Blutfarbe. — — — Aber die Verständigen wissen es schon, was es mit der rothen Buche für ein Bewandtniß hat.

Viele versuchten es auch wohl mit ausgerissenen Wurzeln die Wunderbuchen anderswo zu verpflanzen. Manche, die an kein Wunder glauben, sprachen: „ auch

wir wollen reiche Buche
vom heiligsten Schick
emorzubringen
und wollten uns
in Heimath, her
am Irchel *).

Und damit
beganen wüch,
welche dahin
Buchen sich
fallen an dem
Lilien und
sind mehr

Wie aber
se mit
sich als eine
für an

* Man sehe die
Blutlicht in
bilibus tigur
Goldener
kommen
widerleg
lassen, und

wir wollen rothe Buchen hervorbringen! // und raubten vom Heiligthum Schöflinge, um sie auf fremdem Boden emporzubringen; — aber sie welkten und verdorrten, und wollten sonst nirgends gedeihen, als in ihrer wahren Heimath, ihrem Vaterlande, auf dem Stammberge am Trachel *).

Und damit weiter kein Frevel an diesen Bäumen begangen würde, ließ es Gott zur Warnung für Alle, welche dahin wallen, geschehen, daß nur noch eine der Buchen sich erhielt. Zwen starben. Als hätten sie Mißfallen an dem Raube gehabt, wollten sie nicht länger blühen und leben. Nur Eine blieb, deren Wurzeln keine Hand mehr anzutasten wagt.

Wie aber Gläubige von heiligen Orten, zu denen sie mit frommer Andacht wallen, gerne ein Denkzeichen, gleichsam als eine Reliquie mitnehmen, so geschieht es hier am Himmelfahrtsfeste, daß die Hunderte von Lands-

*) Man sehe die schon erwähnten Scheuchzer und Bluntschli in ihrer Naturgeschichte und Memorabilibus tigurinis. Indes soll auf dem Schlosse Goldenberg in der Nähe ein solcher Schöfling aufgefunden seyn, und würde daher diese Behauptung widerlegen. Allein das Volk will es nicht gelten lassen, und sagt: es sey nicht das nämliche Roth.

leuten, welche sich da versammeln, Zweige und Blätter
abbrechen, und — ihre Hüte und Nieder damit schmückend
— sich gemeinschaftlich einen frohen Tag machen.

J. C. Appenzeller.

Das Schweigen.

Frage. **W**arum schweiget jener Weise,
Spricht kein Wort und bleibt stumm,
Scheint er nicht im bunten Kreise,
Eine Nulle, blöd und dumm?

Antwort. Kann doch einer von Vermögen,
Oft dem Bettler, der ihn quält,
Nichts in seine Hände legen, —
Weil — ihm kleine Münze fehlt! —

J. Heinrich Sulzer.

An



Andante

— Wo sanfte Wellen

cresc.

Das Vergifmeinnicht auf der Heide.

Comp. von Mad. M-r.

Andantino.
Dolce.

The musical score consists of three staves. The top staff is the vocal line in G major (one flat) and 6/8 time, with lyrics: "Wie kannst du hier entsprossen, Du zartes Blümlein? — Wo sanfte Wellen". The middle staff is the piano accompaniment, starting with a mezzo-forte (mf) dynamic, followed by a crescendo (cresc.), a piano (p) dynamic, and another crescendo (cresc.). The bottom staff is the bass line, also in G major and 6/8 time, providing harmonic support for the piano accompaniment.

fließen, Sieht man dich sonst ge - deih'n. Ich dan - ke deinem Gruf - se, Der

f.

The image shows a page from a musical manuscript with three staves. The top staff is a vocal line in treble clef with a key signature of two flats (B-flat and E-flat). The lyrics are written below the notes. The middle staff is a piano accompaniment in treble clef, and the bottom staff is in bass clef. A dynamic marking 'f.' is present in the middle staff. There is a large bracketed section at the end of the top staff.



h dan = te deinem Grus = se, Der



vilkon
ken b
somm
ein jn



nchen sonst mir nicht.



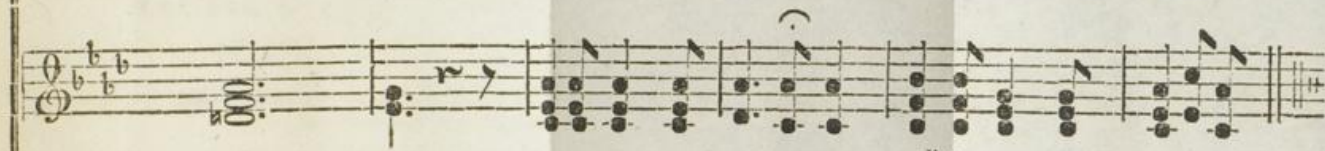
1.



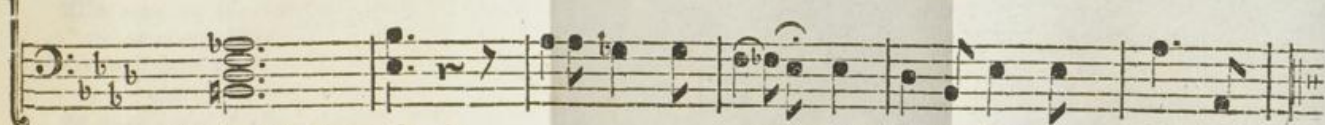
willkommen
Iken blinkt,
glommen
ein sinkt.



doppelt hier er - ruht, Wo unter meinem Fuße kein Blümchen sonst mir nicht.



dim.



Sold wie auf dürrem Grunde
Dein freundlich Blau mir lacht,
Hellt wohl in düst'rer Stunde
Ein Sternlein meine Nacht.

Sey Sternlein mir willkommen
Das mir durch Wolken blinkt,
Bis endlich auch verglommen
Mein letztes Sternlein sinkt.



Handwritten text, likely lyrics, positioned below the first musical staff.



Handwritten text, likely lyrics, positioned below the second musical staff.

Handwritten text, likely lyrics, positioned below the third musical staff.

Handwritten musical notation on a five-line staff, including notes and rests.

Handwritten musical notation on a five-line staff, including notes and rests.

Handwritten musical notation on a five-line staff, including notes and rests.

Gold wie auf dem Himmel
Dein lieblich Licht mich leucht
Gibt mich in deiner Gnade
Ein Staunen und ein Staunen

Verg
auf

Wie kannst
Du gottes
Wo sanfte
Sieht man
Ich danke
Der doppelt
Wo unter
Kein Wunde
hold, wie auf
Dein freund

Das
Vergißmich
auf der Heide.

(Mit Musik.)

Wie kannst du hier entsprossen,
Du zartes Blümlein? —
Wo sanfte Wellen fließen,
Sieht man dich sonst gedeih'n.
Ich danke deinem Grusse,
Der doppelt hier erquickt,
Wo unter meinem Fuße
Kein Blümchen sonst mir nickt.

Hold, wie auf dürrer Grunde
Dein freundlich Blau mir lacht,

Hellt wohl in düst'rer Stunde
 Ein Sternlein meine Nacht.
 Sey Sternlein mir willkommen,
 Das mir durch Wolken blinkt,
 Bis endlich auch verglommen,
 Mein letztes Sternlein sinkt.

J. N. Wyß, der ältere.

Nicht = Geschmack an der Dichtkunst.

Mag das Talent der Dichtkunst nur verrosten!
 Für mich hat Poesie doch weder Saft noch Kraft.
 „Begreiflich, es bedarf Geschmack und Wissenschaft
 Und Zartheit und Gefühl um ein Gedicht zu kosten.“

Ebenderselbe.

Ges

1. Dort fließt der
 2. Eilt aus all

1. Die Erde jubeln
 2. Mir, mir ihr

1. Von tausend
 2. Die Sonne

1. Aus jeder Höhe
 2. Und Blüten

1. Der Schmetterling
 2. Wie eine Blume

1. Herd, die Frau
 2. Nicht doch?

1. Des Landmanns
 2. Die Freud' am

Gespräch im Lenze.

1. Dort fliegt der Storch und fest sich auf das Dach;
2. Sieht aus als denk' er seinen Reisen nach.

1. Die Lerche jubelnd in die Lüfte dringt;
2. Mir, mir ihr trillernd Lied zur Freude singt.

1. Von tausend Mücken tönt Gesumm im Baum;
2. Die Sonne wecket sie vom Wintertraum.

1. Aus jeder Hecke neues Leben tritt,
2. Und Blüthen öffnen sich bey jedem Schritt.

1. Der Schmetterling dort flattert bunt und zart;
2. Wie eine Blume, die lebendig ward.

1. Horch, die Frau Nachbarin ruft dem Gemahl?
2. Nicht doch? es ist der Kuckuk in dem Thal.

1. Des Landmanns Stimme tönt vom Weinberg her;
2. Die Freud' am neuen Daseyn fühlt auch er.

1. Der Herr des Gartens glücklich muß er seyn!
2. Laß ihm die Sorge, ist das Anschau dein.

1. Bald wie ein Traum weicht diese Lieblichkeit!
2. Der ew'ge Frühling ist er wohl noch weit?

U. Hegner.

Der Astronom.

Daß Herschel an dem Rohr der Ferne
 Die ganze Nacht am Himmel schweift —
 Der Thor! Ich sehe alle Sterne
 Im Bett, wenn meine Liebste feift.

— 8.

W a r n u n g.

Fliehe die Schuld, weil noch auf leichtgebahntem
Weg du wandelst! Ein Gottgeliebter gehst du
Frey dahin mit ruhiger Seele; lächelst
Jedem Schicksal entgegen.

Wem die Erynnis naht, der streut vergebens
Auf den Herd der Penaten edlen Weihrauch.
Seine Ruh' ist hin; denn es tilgt den Mackel
Selbst Oceanos nimmer.

Keines Bewußtseyn macht allein dich glücklich.
Gleich die Lockung! O laß dich heut noch warnen!
Jüngling! Nicht die stürzende Thräne selber
Wascht vom Herzen die Schuld dir!

Burckhardt.

Die Haarlocken.

Ihr Knäblein seyd verschwunden,
 Mit euch mein Erdenglück;
 Die Klage banger Stunden
 Erleht euch nicht zurück.
 Der Grüfte harter Riegel
 Entläßt zu mir euch nie:
 Ihr lebt nur noch im Spiegel
 Umwölfter Phantasie.

Der Wangen Unschuld blühet
 Nicht mehr auf meiner Bahn,
 Des Auges Liebe glühet
 Mich nicht mehr kindlich an.
 Für meines Herzens Löhne
 Sind eure Ohren taub;
 Ach, meiner Seele Söhne,
 Was seyd ihr beyde? — Staub!

Nur Eins konnt' ich entrücken
 Des Grabes gierem Schlund;
 Es ruht vor meinem Blicken,
 Es liegt an meinem Mund.
 Erhalten mir, gegeben
 Vom dunkeln Ahnungstrieb,
 Ist's nun voll eurem Leben
 Das Eine was mir blieb.

Es sind die ersten Locken
 Um's freundliche Gesicht.
 Auch Sara, auch Leichenglocken
 Entrissen die mir nicht.
 Es schlug sie nicht der Flügel
 Des Todes-Engels ab,
 Es deckt sie nicht der Hügel,
 Es birgt sie nicht das Grab.

O ihr, mir heil'ge Reste,
 Ihr Zeugen frühern Seyn's,
 Bereitet mich zum Feste
 Des ewigen Vereins!
 Ruft mir zurück die Freuden
 Die einst mein Herz empfand,
 Und lenkt den Blick der Leiden
 Auf's hehre Vaterland!

Und sollt' ich einst erschrocken
 Vor Tod und Grab erarau'n,
 Dann, Freunde, geht die Locken
 Dem Sterbenden zu schau'n!
 Am letzten meiner Tage
 Brecht so des Menschen Schmerz,
 Und legt im Sarkophag
 Sie sanft auf's Vaterherz!

J. K. W y ß, der ältere.

Frage und Antwort.

Nach Götter Art, wo wir's nicht meinen,
 Meist oft uns Wahrheit zu erscheinen. —
 Jüngst gieng ich an der Schul' vorbei,
 Der Lehrer sprach von Schmeicheley:
 „Wer ist, der gern sich schmeicheln lasse?“
 Rief er. — Ich kam zur zwayten Klasse:
 „Persönliche Fürwörter,“ schrie
 Ein Knab', „Ich, Du, Er, Wir, Ihr, Sie.“

U. Hegner.

Die Alpenwanderung.

Seyd, ihr ewigen Alpen und Gletscher und blumigen
Thäler,

Seyd mir freudig begrüßt! Wonne mir, daß ich euch
sah,

Daß Erquickung ich sog in eurem geläuterten Aether,
Wo die Seele sich frey auf zum Unendlichen hob;
Und daß dort ich gelernt im Paradiese der Erde,
Was mich die Schule nicht lehrt, nie sich der Grübler
geahnt. —

Gleich den Nebeln, die unter mir feucht zur Tiefe sich
senkten,

Daß der Gipfel verklärt stand in dem himmlischen
Glanz,

Sank zurück der düstere Traum des dürstigen Lebens,
Und mich umstrahlte der Tag einer viel andern Welt.

Troh, im Gefühl des erneuerten Seyns, der höheren
Kräfte,

Wollt' ich mit Geniusflug nahen dem Schöpfer, ich Staub;

Wollt' ihn erfassen, den Gott, der höher als jeder
 Gedank' ist,
 Wollt' ihn verkünden, wie weit Welten und Seelen
 Er schuf. —
 O dem Gottes in mir! Da hört' ich dich warnenden
 Rufes:
 „Lieben nur kannst du allein, ihn, den das Herz
 nur begreift,
 Kannst ihn fingen im Glüh'n erhöh'ter Emsyfindung:
 du darfst es,
 Wenn gleich stammelnd ihn nur preiset das heiligste
 Lied.
 Er, der zu hoch dem Verstand, ist nicht zu hoch
 für die Liebe.
 Süh'f' anbetend ihn ganz, aber ihn fassen ist Wahn!“

Burkhardt.

Jupiter und die Taube.

Vor Jevß erschienen, vorgeladen,
 Der Thiere hoffnungsvolle Reih'n;
 Die höchste seiner Fürstengnaden
 Wollt' er dem Nützlichsten verleih'n.

Der Löwe rühmte seine Stärke,
 Sein Herrsch-Talent, sein edles Blut;
 Der Tiger seinen Heldenmuth,
 Der Biber seiner Baukunst Werke.
 Den Polizen-Blick pries der Luchs;
 Den kalten Sinn bey fremder Thräne,
 Bey Blut und Röcheln die Hnäne,
 Und seine Politik der Fuchs;
 Der Bär die Kunst in Colotänzen,
 Der Pfau, in stolzer Pracht, zu glänzen;
 Der Marder sein Finanz-System;
 Der Affe sein Geschick auf Bierem
 Und Zwey'n den Hof zu amüsiren;
 Der Wiedehopf sein Diadem.

Hoch trug ein jeder seine Gaben,
 Sein fleißigstes Verdienst zur Schau,
 Vom Sonnenadler bis zum Raben,
 Vom Elephanten bis zur Sau.
 Und wer mit Lust auf Brand und Trümmer,
 In Leichen, Blut und Thränen stand,
 Sah schon im Geiste Fürstenthümer,
 Sah wenigstens ein Ordensband.

„Und du?“ sprach Zeus zur stillen Taube. —
 „Herr, klein und schwach und fern vom Raube
 Ist ohne Ruhm mein Lebenslauf.
 Ich liebe herzlich meinen Gatten
 Und zieh' in meines Häuschens Schatten
 Mit Liebe meine Kinder auf.“

„Was könnt' ich dir auch Befreß geben?“
 So Zeus. . . „Geneuß dein stilles Leben,
 Der Deinen zärtlich eingedenk;
 Dieß ist mein göttlichstes Geschenk,
 Der süßeste der süßen Triebe,
 In seinem Wesen Seligkeit;
 Das Höchste, was ein Gott verleihet,
 Die schönste Tugend ist die Liebe
 Beredelt durch Bescheidenheit.“

J. R. W y ß, der ältere.

Trink:

Trinklied im Frühling.

Vom Lenze verjünget,
 Wie freut sich und singet
 Die ganze Natur!
 Es tönen die Wälder,
 Es zirpen die Felder,
 Es wirbelt die Flur!

So klinget Pokale
 Beim ländlichen Mahle,
 Zum Jubel denn ein!
 Und brumme du, Sonne,
 Den Bass in der Wonne
 Herzvolles Juchhe'n!

L. v. G.

Hans Jakob.

Hans Jakob pflanzte Baum an Baum,
(Es war sein Steckpferd), und wenn die Stämme
kaum

Bewurzelt, kaum bezweiget waren,
Berpflanzt' er sie, und hob nach Jahren
Sie wieder aus. Ein anderes System
Von Ordnung, Pflanzung, Schnitt und Pflege
Ward fast mit jedem Tag in seinem Kopfe rege;
Wie gestern war's nicht heut', nicht heut' wie ehemals.
Bald pflanzt' er Zirkel, bald Alleen;
Ließ in die Bäume nun den vollen Nordwind wehen,
Und jetzt nach Osten sie, und jetzt nach Süden stehen,
Bersetzte dann sie an den Bach,
Und dann der dürrn Heide nach;
Jetzt schnitt er Fächer zu, jetzt Pyramiden, Keel
Und Kronen: zwängte jetzt sie kufzend an's Spalier,
Nach Forshts bald, und bald nach Christi's Manier.
So wie er eben schlief kam eine andre Regel.

Drey Kleinigkeiten fehlten nur:
Geschmack, Empfindung und Natur.

Indessen stockten droh die hinterhaltenen Säfte,
Die Wunden bluteten, der Baum verlor die Kräfte,
Die Wurzel faulte dem, der ward am Stamme wund.
Und kurz, das Ende der Geschichte?
Die eine Hälfte trug nur herbe Zwergenfrüchte,
Die andre gieng vollends zu Grund.

Mit jedem Jahre neu sein Werk organisiren,
Nach Grillen, Daurausgang und unbedolfnem Rath;
Heut' pflanzen, morgen exstirpiren,
Heut' bauen, morgen demoliren;
Mit Einem Wort, in Kirche, Haus und Staat
Nach flüchtigen Systemen handeln,
Heut' vorwärts, morgen rückwärts wandeln,
Zerstöret jedes Guten Saat.
Die häusliche, die Staatsgeschichte,
Der Länder tief gefühltes Noos,
Sey Schein und Beifall noch so groß,
Bewährt des Unbestandes Früchte.
Der Menschheit stilles Wohl gedeih't
Allein durch weisen Plan und edle Festigkeit.

J. K. W y s s , der ältere.

Bild unserer Zeiten.

Von der Sonne heißen Strahlen
 Glüht' ein schönes weites Land:
 Ein Vulkan in seinem Schooße
 Spie Berwüstung, Tod und Brand.

Ausgedörret stehn die Felder,
 Lechzend nach dem frischen Quell —
 Sich! herab vom steilen Felsen
 Strömt er plötzlich silberhell.

Und es harren Wald und Wiesen
 Auf der süßen Labung Wohl.
 Doch am Fuß des hohen Falles
 Liegt die Decke dünn und hohl.

Unter ihr im schwarzen Raume
 Gähnt die glutenschwangre Kluft.
 Wirbelnd hebt durch manche Spalte
 Rauch und Dampf sich in die Luft.

Gleite, Bächlein! sanft und stille,
 Sicher, mit bescheidnem Sinn,
 Auf dem trügerischen Grunde
 Zum versengtem Lande hin!

Doch was mehren sich die Wogen
 Auf dem hohen Felsendom? —
 Nach Gelärm und Brausen lüftern
 Wird der Bach sofort zum Strom.

Er verschmäht dem öden Lande
 Labequelle nur zu seyn,
 Und der Trau'r, ein milder Tröster,
 Segenbringend sich zu weih'n.

Donnernd wälzt er seine Fluthen:
 Krachend birst des Bettes Rand;
 Und die schäumumhüllten Felsen
 Schleudert er aufs ferne Land.

Von den Tropfen hin und wieder
 Eine Blume hold entspringt.
 Doch, es ist der einz'ge Segen,
 Den er tobend mit sich bringt.

Daß die Wuth sich legen werde,
 Hoffst mit Beben rings das Land.
 Ach! umsonst, es harret vergebens
 Auf des Schicksals Unbestand.

Stolzer wälzt er Stein' und Boagen
 Dröhnend auf den hohlen Grund —
 Plötzlich schlingt den Wilden brüllend
 Ein der durchgewühlte Schlund.

Drhm.

Die Bienenkönigin.

Du Muster aller Herrscherinnen,
 In deren Hut der Staat florirt,
 Du bist von allen Königinnen
 Die Einzige, die selbst regiert.

J. K. W y ß , der ältere.

Ring v
 Ein Spilung aus
 W o
 Aus einem der
 fäher Größe, Zug
 einige schöne Jüge
 junge Dame, die
 der Verwandten u
 einen Vater gebild
 ist die liebste Et
 und von mancher
 und Sitten der
 sind auch die Loch
 tigen und andere

Der
Ring von Hallwyl.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Vor Erinnerung.

Aus einem der zwey edeln Geschlechter, von deren einfacher Größe, Tugend und Treue die folgende Geschichte einige schöne Züge aufstellt, stammte eine liebenswürdige junge Dame, die vor einigen Jahren dem Kreise zärtlicher Verwandten und Freundinnen entrisen ward. Durch einen Vater gebildet, dem das Studium der Geschichte stets die liebste Erholung von wichtigen Amtsgeschäften und von mancherley Leiden war; den besonders Geist und Sitten der deutschen Ritterzeit interessirten, — fand auch die Tochter Geschmack an den Chroniken ihres eigenen und anderer Häuser, und verkürzte manchen

Winterabend in ländlicher Stille mit dem Niederschreiben der mündlichen Erzählungen ihres geliebten Vaters, und mit Auszügen, die sie von solchen Urkunden sich machte und in neuere Sprache übertrug. So entstand „der Ring von Hallwyl“ *).

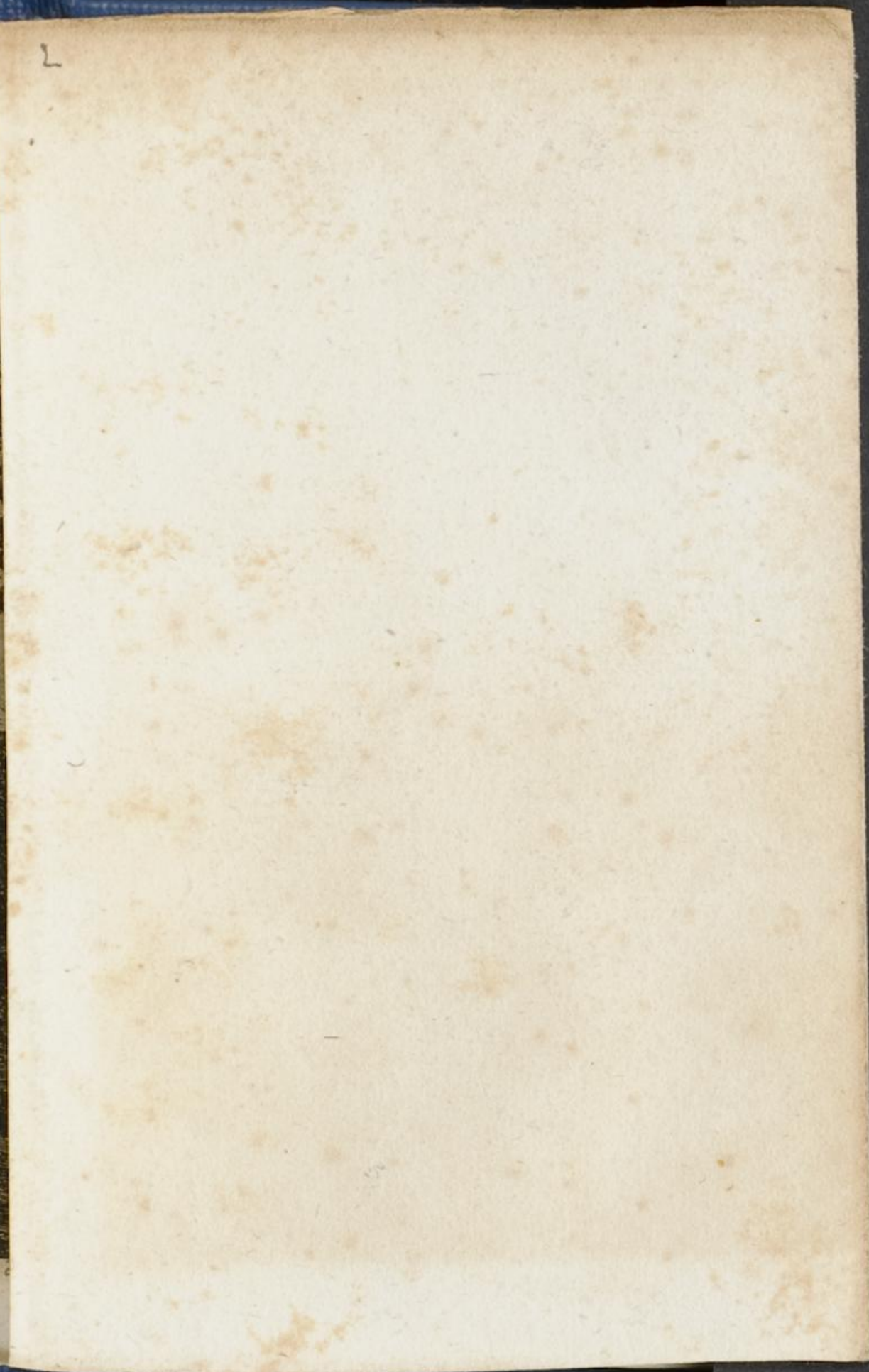
Nach dem Tode der liebenswürdigen jungen Verfasserin fand man die kleine Handschrift in französischer Sprache unter ihren Papieren, und machte mir damit ein Geschenk zu freyem Gebrauche.

Ich darf nicht zweifeln daß die Aufbewahrung und Mittheilung dieser Blüthe eines zarten weiblichen Geistes allen, welche die Verfasserin kannten und liebten, willkommen — und jedem angenehm seyn werde, der gern das Schöne und Gute in der Menschenwelt aufsucht und findet.

Bei dem Umbilden der kleinen Schrift aus dem Französischen ist wenigstens in der Darstellung, in den Thatfachen aber nichts verändert. Die Geschichte des Ringes von Hallwyl gründet sich auf eine in dem Hause dieses Namens aufbewahrte Familien-Chronik, und zu

*) Ausführlicher, wahrer und anziehender ohne Vergleich als die kurze Anekdote von dem Hauptereigniß, in den *Alprosen* für 1811. S. 229.

Etliche mit den
 man ihres ge
 e von solchen
 e übertrag
 *)
 einwürdig
 Handfchrit in
 en, und man
 brauche.
 Das die Wö
 eines gar zu
 ngerin kann
 angenehm im
 in der Wö
 e kleinen Ein
 a der Dürft
 indert. Zu
 t sich auf ein
 Familien-Ver
 und angele
 ffort von den
 für 1811. S. 2
 Am 1. d. H





In andern Ereignissen haben sich in ver-
gleichlichen Häusern Nachrichten und
Alle in der Erzählung handelnden Per-
sonen der damaligen Zeit genannt
lehret romantisches Gewand umhüllt
Schrift.

Gen, im Winter 1814.

Emilie Harnes,

Walter von Hallwyl, aus einem alten
welches seinen Ursprung aus Rom her
seiner Eltern dem geistlichen Stande
und besterthaus eine mönchliche Ges
Wen das Schwert raffte seine ältere
und allein wurde Stammhalter se
des eignen Reichthümer desselben und
bey ihm.

Hallwyl, im Argow, liegt v
Hans Beck, der seinen Namen tr
da erhebt denselben, und umsch
seiner Gebiude, die zu der ritterli

In einem Umkreise von mehre
kann ein Dori, in welchem Wa

den andern Ereignissen haben sich in verschiedenen Margauischen Häusern Nachrichten und Sagen gefunden. Alle in der Erzählung handelnden Ritter sind in den Urkunden der damaligen Zeit genannt, und nur ein leichtes romantisches Gewand umhüllt die historische Wahrheit.

Bern, im Winter 1814.

Emilie Harmes, geb. v. Dvvel.

Walther von Hallwyl, aus einem alten Heldengeschlechte, welches seinen Ursprung aus Rom herleitete, war von seinen Eltern dem geistlichen Stande gewidmet gewesen, und hatte durchaus eine mönchische Erziehung bekommen. Aber das Schwerdt raffte seine ältern Brüder hinweg, und er allein wurde Stammhalter seines Hauses, Erbe der großen Reichthümer desselben und Besitzer der Stammburg selbst.

Hallwyl, im Margau, liegt völlig eben am Ufer seines See's, der seinen Namen trägt. Die Spiegelhelle Aa entfließt demselben, und umschlingt die wirthschaftlichen Gebäude, die zu der ritterlichen Burg gehören.

In einem Umkreise von mehrern Stunden fand sich kaum ein Dorf, in welchem Walther nicht Zinsleute

oder Leibeigene besaß; er war Kastvogt vieler Kirchen; und seine Speicher wurden jährlich mit den Zehnden und Grundzinsen ausgedehnter Bezirke angefüllt.

Indessen seine mönchische Erziehung gestattete ihm nicht dieser Güter fröhlich zu genießen, oder mit den Waffen in der Hand dem Beyspiel seiner berühmten Ahnväter in ritterlichen Fehden nachzueifern, und nur mit Mühe hatten ihn endlich seine Eltern vor ihrem Tode noch vermocht eine arme Unverwandte zu ehelichen.

Zeit lebens blieb er von Mönchen umgeben, spendete sein Vermögen an ihre Klöster, und baute Kirchen oder Altäre mit einer solchen Verschwendung, daß nicht nur die großen Einkünfte des Hauses, sondern auch viele seiner schönsten Grundbesitzungen für diesen kostbaren Aufwand und für Seelenmessen weggeschenkt wurden. Umsonst bat ihn die verständige Gattin dringend, ihren Sohn doch standesmäßig erziehen zu lassen, sein Vermögen nicht gänzlich an die Kirche zu vergenden, seine Schlösser und Scheunen vor dem Einsturze zu sichern, seine Aecker und Wiesen nicht der Verwilderung preis zu geben. Ihre Worte blieben fruchtlos; er that nach seinem schwächlichen Eigensinn, und gefiel sich in dem Lobe der verschlagenen Klosterherren.

Inzwischen wuchs der junge Walthar unter alleiniger Pflege seiner Mutter blühend empor, und erreichte

...schicklich ist höchstwahrscheinlich. Der
...und Wände den angekauften
...hören gegen ausschließlichen Grund; die
...den hohen Stellen - hatte mit großem
...zu bestehen gewohnt.

...in die Zeit nun war Rudolf von
...in schwäbische Erblichkeit zum Hande
...haben erworben; und die edle Mu
...in die Jüngling für die Großthaten de
...sein, welchen sie so leicht in der E
...in jenen Erzählung eines seiner edelst
...in der Fehden zu retten. Rudolf
...soll die immer, kam selbst nach Hall
...im Schman um seinen Sohn, d
...Sohnen erlernen sollte. Da ger
...wie der schwache Walthar und seine
...in Händen des großen Mannes abge
...Hülfe der Mutter wurden schon in C

...Der junge Hallwyl lebte nun eini
...Erziehung seines Fürsten, und war
...einer Kriegsmann, aber nicht
...Lapfen.

...Waltharweile hieß Walthers
...seiner Vater erstand bey de
...über das Bedürfnis einer jetzt

glücklich sein sechszehntes Lebensjahr. Vergeblich hatten Vater und Mönche den angestammten Rittergeist in seinem Herzen auszutödchen gesucht; die Mutter — nach ihrem hohen Edelsinn — hatte mit großem Erfolge denselben zu beleben gewußt.

Um diese Zeit nun war Rudolf von Habsburg durch die Kurburgische Erbschaft zum Landesherrn in diesen Gegenden geworden; und die edle Mutter entflamnte jetzt den Jüngling für die Großthaten des vielgepriesenen Fürsten, welchen sie sogleich in der Stille bitten ließ, den letzten Erbkönig eines seiner edelsten Vasallenhäuser von dem Verderben zu retten. Rudolf, freymüthig und rasch wie immer, kam selbst nach Hallwyl, und bat den alten Edelmann um seinen Sohn, der unter ihm die Waffenkunst erlernen sollte. Da getrauten glücklicherweise der schwache Walther und seine Mönche sich nicht das Ansuchen des großen Mannes abzuschlagen, und die Wünsche der Mutter wurden schön in Erfüllung gebracht.

Der junge Hallwyl lebte nun einige Jahre lang unter der Leitung seines Fürsten, und ward ein tapftrer biedersinniger Kriegsmann, aber nicht ohne Raubheit und Ungeßüm.

Mittlerweile starb Walthers edle Mutter; und der bejahrte Vater empfand bey dem Schwinden seiner Kräfte das Bedürfniß einer jetzt ihm mangelnden weib-

lichen Pflege deraestalt, daß er nach kurzer Frist eine verwaiste und güterlose junge Verwandtin, Clemenzia von Landenberg, in sein verödetes Haus berief.

Um eben diese Zeit forderte der junge Herzog Conradin von Schwaben die alten Diener und Freunde seines Hauses feyerlich auf, ihn nach Italien zu begleiten, um daselbst die Kronen seiner glorreichen Väter wiederzuerkämpfen. Viele Aargauische Edle, und mit ihnen der thatenlustige Walther, zogen nach Neapel, um diesem letzten Enkel der Hohenstaufischen Kaiser in seinem gerechten Kampfe beizustehen.

Aber die Blüthe der Oberdeutschen Ritterschaft blieb auf dem Schlachtfelde von Valenzia, und Walther entging diesem feindseligen Schicksale nur durch den Muth und die Freundschaft eines jungen Ritters, Egbert, oder Egbrecht von Müllinen, der sein argauischer Landsmann war, und nicht lange zuvor im ersten blutigen Gefechte zugleich mit Walther sich den Ritterschlag errungen hatte. Müllinens Vater, einer der Anführer von Conradins Heere, war auf dem Schlachtfelde von Valenzia ruhmvoll um das Leben gekommen.

Als die beyden Jünglinge nach einer beschwerlichen Reise wieder in ihre Heimath gelangten, so trafen sie den alten Burgherrn von Hallwyl in dem gewöhnlichen Kreise von seinen Mönchen, und niemand schien sich über

die Rückkunft des todtgelaubten Sohnes vom Hause aufrichtig zu freuen, als die junge Clemenzia, die ein herzliches Vergnügen darüber auf das unverhohlenste an den Tag legte.

Der Vater, in der Angst über die schreckliche Nachricht von der Niederlage des deutschen Heeres, hatte feyerlich gelobt: Wenn mein Sohn dieser Gefahr entgeht, so soll er selbst bey dem heiligen Grabe des Erlösers zu Jerusalem seinen Dank dafür bringen! — Und Walther sah sich also genöthiget, nach einer kurzen Zeit die väterliche Burg wieder auf lange zu verlassen. Aber jetzt zum erstenmale that er es mit empfindlichem Schmerz.

Die sanfte, liebenswürdige Ruhme hatte dem rauhen und stürmischen Ritter sich tief in die Seele gelegt. Er lernte die friedliche Seite des Lebens ehren und lieb gewinnen durch ihre heitere häusliche Beschäftigkeit; er fand durchglüht und ausgefüllt in seinem Herzen, was im Getümmel der Schlachten, im kriegerischen Feldlager, und selbst im trauten Gefose mit dem biedersten Busenfreunde noch leer und kalt geblieben. — Nach seiner angeborenen Raschheit denn erklärt er seinem Vater: ich reise nicht eber von hinnen, als Clemenzia mir zum Weibe verliehen ist!

Der alte Burgherr berieth sich bey seinen Gewissensthun über diesen Zwischenfall, und lehnte dann unter dem

nicht ungegründeten Vorwände der allzu großen Jugend des Fräuleins, die Forderung ab, vertröstete aber seinen Sohn auf die Zeit seiner einstigen Rückkehr, und hieß ihn Clemenzia von jetzt an als seine Braut betrachten.

Der junge Ritter gehorchte mit Unwillen, und so sehr es ihn kränkte, das geliebte Mädchen und zugleich seinen Egbrecht zu verlassen, den Vaterpflichten gegen verwaiste, unerwachsene Geschwister ihn zu begleiten verhinderten, so trieb er doch nun selbst an der Beschleunigung seiner Abreise, um desto geschwinder zurück zu seyn.

Am Abschiedstage zu der fernen und frommen Reise nahm Walthers Vater, dem es vielleicht ahnden mochte, daß er ihn niemals wiedersehen werde, einen goldenen Ring, zerbrach ihn in zwey Theile, gab dem Sohn den einen derselben, und behielt den andern selbst in Verwahrung, damit der junge Ritter, wenn auch Zeit und Unglück ihn entstellen sollten, sich bey seiner Rückkehr durch die Vereinigung von beyden Hälften kenntlich machen und nach Erforderniß ausweisen könne als derjenige, für den er sich dar gebe.

Die sämtlichen Hausgenossen vergossen Thränen bey dem Abschiede, und die Mönche stellten sich hochbetrübt. Walthers schwang sich auf sein ungeduldiges Ritterpferd, drückte Egbrechten die Hand, empfahl ihm die liebliche

Brant seines Herzens, und jagte mit seinen Knapven davon. Egbrecht gelobte mit Seufzen der schönen Clemenzia redlicher Hüter zu seyn; — er beurlaubte sich nun ebenfalls bey dem Vater seines Freundes, und ritt mit belastetem Herzen langsam und düster nach seiner Stammburg zurück. Aufrichtig glaubte er allein um seinen Freund zu trauern, aber Clemenziens reizendes Bild gefellte sich unwillkührlich zu dem Andenken desselben; und als endlich der so lang vermifste Bruder von seinen Geschwistern, zwar unter Thränen um den Vater, den er nicht wiederbrachte, und um die Mutter, die er nicht wiederfand, aber zärtlich und liebevoll empfangen wurde, so vermochte kaum der Gedanke, daß er nun an diesen Verwaisten Vaterstelle zu vertreten berufen sey, ihn kräftig einer unthätigen Schwermuth zu entreiffen.

Egbrechts Vater, ein hochherziger, leidenschaftlicher Mann, und eifriger Anhänger des Hohenstaufischen Hauses, welches seinen Voreltern viele Wohlthaten erwiesen, hatte all seine Kräfte anaestrenget, um für Conradin aus seiner Gegend einen Trupp Reifige aufzustellen und kriegsfertig auszurüsten. Ja, er hatte zu diesem Ende einen Theil seiner Güter verpfändet, und andere verkauft; und als sein Sohn auf die Stammburg zurückkam, fand er nichts von dem väterlichen Erbe mehr übrig, als die kleine Herrschaft seines Namens,

das Dorf Thalheim jenseits der Aar, eine unerzogene zahlreiche Familie und eine große Schuldenlast.

Die Burg Müllinen, oder der Müllenstein, wie sie bisweilen genannt wurde, lag an dem schroffen, östlichen Ende eines Bergrückens, dessen höchster Gipfel der Wülpi Berg heißt, von welchem Habsburg weit umher die ganze Gegend beherrscht. Auf der Spitze eines niedrigeren westlichen Gebirgsarmes lag Wildegg, die Wohnung der Habsburgischen Truchessen. Eine gegen Mittag sich wendende Verlängerung des gleichen Gebirges endigte sich mit der Burg Brunegg, die gleichfalls den Truchessen zugehörte.

Von Egberts Ritterburg überschaute man südwärts das große Birrfeld, vormals berühmt durch drey blutige Schlachten, von denen die erste durch die Römer den Helvetiern, die zwey spätern den Allemannen geliefert worden waren.

Deslich lag unter der Burg das Dorf Müllinen, von der vorbeystießenden Neuß bespült, in welcher noch Ruinen einer alten römischen Brücke und eines zu Vertheidigung derselben aufgerichteten Castells zu sehen waren. Jenseits des Flusses liegt Birmistorf, und erstrecken sich die fruchtbaren Gefilde der Grafschaft Baden in die Ferne hinaus.

West, und nordwärts gränzte an den Burggraben
ein

ein alter Eichwald, der auf den Ruinen von Bindonissa aufgewachsen, und noch mit Ueberbleibseln uralter Größe und Kunst übersät war. Er dehnte sich hinunter bis an den Zusammenfluß der Aar mit der Reuß, und bis an die großen Habsburgischen Festen von Brugg und Altenburg, die aus römischen Trümmern stattlich aufgeführt waren.

Aber so groß diese Umgebung, so klein und einfach erschien die Burg unsers Ritters; denn nach dem Gebrauche der Zeit war sie wohl fest und hoch, aber eng und prunklos eingerichtet, und es bedurfte herzlicher Eintracht, wenn alles Hausvolk auf dem swärlichen Raume verträglich und zufrieden sich hinziehen sollte. Egbert ward die Seele des Hauses, und gieng mit besonnener Thätigkeit an die Führung aller gemeinsamen Angelegenheiten.

Von zwey Brüdern und vier Schwestern, die seiner väterlichen Vorsorge bedurften, waren nur Petermann und Bertha nicht mehr in den Kinderjahren. Ueberall mußte Plan und Ordnung wieder hergestellt, die Bauern und Knechte mußten zu Gehorsam zurückgewöhnt, die aufgehäuften wucherischen Zins- und Schulden abgetragen, Bertha bey der Erziehung ihrer jüngern Geschwister unterstützt, der junge Petermann endlich zum Kriegsstande gebildet, und so noch eine Menge von Anstalten und Einrichtungen aller Art getroffen werden. — Kaum

blieben unter so vielfältigen Beschäftigungen dem Ritter noch Augenblicke übrig, um an die schöne Clemenzia zurückzudenken! — und mit Erstaunen sah er zwey Jahre zurückgelegt, als er die wesentlichsten Zwecke seiner nützlichen Thätigkeit nun ausgeführt hatte. — Die immer frohe Laune seiner ältern Schwester erheiterte ihm jede sorgenvolle Stunde, und zwey alte, an Charakter und Lebensweise sehr verschiedene Freunde unterbrachen nicht allzu selten die Einförmigkeit seines ländlichen Aufenthalts.

Ein anstoßender Nachbar der Hauses, der Truchseß von Habsburg, der sich bald bey seinen Brüdern zu Wildegg, bald in nicht glücklicher Ehe auf seiner eigenen Burg zu Brunegg aufhielt, war der eine von ihnen. Um zehn Jahr älter als Egbrecht, hatte er von dessen Kindheit an zu seiner Bildung ein Großes beygetragen, und galt für den biedersten und klügsten Ritter des Margaus. Nach jeder Fehde wurde er zum Friedensstifter, bey jedem Rechtsstreit zum Schiedsrichter erbeten. Der Truchseß brachte jede Woche einen bestimmten Tag bey seinem jugendlichen Freunde zu, und alle Bewohner der Burg, sogar die Kinder und Dienstboten freuten sich immer voraus auf den Tag des edelen Gastes.

Der andere, ein Unverwandter des Hauses, der ebenfalls Egberten mit ganzer Seele anhieng, war der Marschalk von Rapperschwyl, ein belobter Minnesänger,

einst sein tapferer Kampfgeselle, als Dichter preisenswerth, aber vorwitzig und neugierig, und ununterbrochen berauscht von Eitelkeit, Wein oder Minne, also, daß man oft nicht wissen mochte, ob er mehr zu schätzen oder mehr zu bedauern sey.

Auch ihn jedoch sahen die Fräulein und die Kinder allemal mit Herzenslust, wenn er von dem immer geschmückten Ritterspferd herabsprang, und lustig unter heiteren Schwänken in den alten Saal der gastlichen Belage trat. —

Durch ihn erfuhr denn Egbert eines Tages, es seyen zu Hallwyl von seinem Freunde Walther die traurigsten Nachrichten eingelangt. — Er flog hinüber und fand die ganze Burg zum Theil in wahren, ungeheuchelten Thränen, zum Theil in einer tief verstellten Trauer begriffen.

Einer der Knappen, die der alte Burgherr seinem Sohne mitgegeben hatte, war aus Palästina zurückgekommen, und erzählte umständlich, wie sein Herr in einem Kampfe gegen die Sarazenen umgekommen sey. Vergeblich glaubte Egbert in den Erzählungen dieses Menschen Widersprüche wahrzunehmen, und deutete darauf. Man wollte dem verdächtigen Berichte schlechterdings nicht den Glauben versagen; und die Mönche, die den Greis umringten, sprachen achselzuckend von

Egbrechts und Clemenzia's jugendlichem Leichtsinne, welcher an das Traurige nun einmal nicht denken möge.

Der junge Ritter sah bey diesem Anlaß mit Bewunderung in dem Fräulein von Landenberg eine zu vollem Glanze aufgeblühte Schönheit und seine stillgestandene Liebe, die bey ihrem Anblick wieder heftig rege ward, schien doch ihm jetzt erlaubter zu seyn, denn möglich war es sehr, daß Walther seinen Tod gefunden.

Indessen machte sich es Egbrecht immer noch zur Pflicht, die Gefühle seiner Brust zurückzuhalten; und mit seltsam sich durchkreuzenden Gedanken kehrte er still nach Mülinen zurück. Aber wenige Wochen später ward durch einen Brief des hochwürdigen Abts von Cappel ihm gemeldet, der alte Herr von Hallwyl sey plötzlich gestorben, und in seinem Gotteshause mit Schild und Helm begraben worden; es sey der ganze benachbarte Adel deshalb eingeladen, zu Hallwyl der Oeffnung seines letzten Willens beyzuwohnen.

Egbrecht erschien am festgesetzten Tage. Das Testament ward abgelesen, und die edlen Ritter hörten nicht ohne Unwillen, daß der alte Walther, der sich der letzte seines Namens glaubte, alle seine übrige Unverwandte enterbt, Clemenzien nach Frauenthal zum Kloster bestimmt, und sein ganzes großes Vermögen den Brüdern des heil. Bernhards zu Cappel mit dem Bedinge zugetheilt

habe, zu Hallwyl ein neues Kloster ihres Ordens zu stiften.

Doch war die bestimmte Klausul beygefügt, daß der unter seinem Siegel stehende halbe Ring in dem Gotteshaufe aufbewahrt werden müsse, und daß, wenn wider alle Vermuthung der junge Walther noch am Leben sey, und sich durch seinen halben Ring bewähren könnte, der Besiß von all seinen Gütern alsdann ihm ohne Widerspruch anheim fallen sollte.

Diese Klausul war auf die dringendsten Vorstellungen des Fräuleins von Vandenberg durch den alten Burgherrn, wider den Willen seiner Gewissensrätthe förmlich hinzugesetzt worden.

Die Ritter standen im Begriffe mit verbissenem Unwillen aus einander zu gehen, als Müllinen hervortrat, und gegen die Clemenzien betreffende Verfügung Einspruch that. „Ihr allein gebühre das Recht über ihr Schicksal zu entscheiden; der alte Walther, ihr entfernter Anverwandte, sey nicht dazu befugt gewesen.“

Vergebens eiferten die Mönche, daß Fräulein sey zur Nonne ganz geschaffen, und ohne Anverwandte, ohne Vermögen bleibe ihr keine andere Wahl zu treffen. Die Ritter riefen einstimmig aus, daß Fräulein solle selbst entscheiden. Sie ward herbeygeladen, und trat edel und bescheiden in die Versammlung ein. Egbrecht nahm

sogleich das Wort, berief sich auf das seinem Freunde Walther gethane heilige Versprechen, ihr Beschützer zu seyn, und bot ihr eine Zuflucht bey seiner Schwester an. Clemenzia empfahl sich hold erröthend seinem Schutze. Die jüngern Ritter lächelten, die Mönche sprachen von Nergerniß und Sittenlosigkeit; allein sie ließen die geringere Beute fahren, um sich fest der größern zu versichern.

Wenige Stunden darauf befand sich Clemenzia mit einer betagten Jofe des Hallwylischen Hauses, unter dem Schutze Egbrechts, auf der Straße nach Müllinen, und zwanzig der ersten Ritter des Gaues, die dem gewaltsamen und verschmisten Abte nichts Gutes zutrauten, begleiteten sie mit ihren Reifigen.

Rudolf von Habsburg, durch das Schicksal bestimmt, im folgenden Jahr als König der Deutschen der Stifter des mächtigsten abendländischen Fürstenhauses zu werden, hielt damals seinen Hof im Schlosse zu Lenzburg. Von einem seiner Ritter über die Vorfälle zu Hallwyl benachrichtigt, schickte er den biedern Reisenden seinen Edelknaben, den Bruder Egbrechts, Petermann von Müllinen entgegen, den er vor einiger Zeit in seine Dienerschaft aufgenommen hatte, und ließ sie zum Nachtlager auf die Burg einladen. Der ritterliche Zug gehorchte dankbar, daß schüchterne Fräulein nicht ohne Herzklopfen dem unerwarteten Rufe.

Der Graf empfing sie sämmtlich in dem großen Burgsaal, küßte das Fräulein ehrbar auf die Stirn, und sagte ihr freundlich, indem er sie seiner Gemahlin, der hochverehrten Gertrud zuführte: „der liebe Gott hat solche Mädchen nicht zum Kloster geschaffen, sondern um einen Biedermann glücklich zu machen!“ Er bewillkomnte hierauf nach seiner vertraulichen Art mit Scherzen und auf das liebeichste die wohlbekannten Krieger, und während er einen frohen Abend mit den Rittern verzehrte, wußte auch die Gräfin Clemenzien so gütig zu behandeln, daß sie ihr ganzes Vertrauen gewann.

Das Fräulein sprach ihr offen von seiner abhängigen ungewissen Lage, und bat sie um ihr Fürwort bey ihrem Gemahl, daß er ihr ein kleines Erbgut zu Winterthur zurückverschaffe, welches mächtige Feinde ihres Hauses ihr seit langem vorenthielten. Die Fürstin versprach es, und schlug ihr vor, sie unter ihre Hoffräulein aufzunehmen; allein Clemenzia lehnte diesen Antrag ab, wie sie wähnte, aus Besorgniß, ihren edlen Beschützer zu kränken, aber vielleicht aus einem Beweggrund, über den sie selber sich täuschen mochte.

Egbert hatte einen Knappen nach seiner Burg vorausgeschickt, um die wirthliche Schwester von der un erwarteten Ankunft seiner holden Gefährtin zu benachrichtigen, und wenige Stunden, nachdem der Ritter samt der schönen Clemenzia sich zu Lenzburg bey dem

edlen Fürstenpaar, und ihren gestrigen Begleitern dankbar heurlaubt hatten, wurden sie von der fröhlichen Bertha, die nichts sehnlicher gewünscht hatte, als in ihrer Einsamkeit eine solche Gespielin zu erhalten, mit lautem Jubel empfangen.

Beide Mädchen waren bisher ohne Freundinnen ihres Standes aufgewachsen, und das neue Gefühl inniger Freundschaft verband sie nach wenigen Tagen um desto leichter. Sie wurden unzertrennlich, und theilten schwerterlich jede Sorge des Hauswesens und der Erziehung des verwaisten Kinderschwarms.

Inzwischen wurde die Sage immer ruchtbarer und wahrscheinlicher, Walthar von Hallwyl sey noch am Leben, und Egbrecht, nach seiner ritterlichen Freundes-treue, vermied um deswillen je länger je mehr den Aufenthalt zu Müllinen bey der holden Clemenzia. Er drängte sich dem großen Habsburger, seinem Lehensherrn, bey allen seinen zahlreichen Fehden zum Begleiter auf, und kam er aus denselben heim, so war die Jagd sein beständiger Zeitvertreib; oder er blieb unter dem Vorwande seine Güter zu besorgen, ganze Tage hindurch bey den Feldarbeitern, und führte selbst viele Stunden lang den Pflug, der mit 4 starken Hengsten prächtig bespannt war.

Einzig an den Besuchtagen des Truchsessens von Wildbegg schien Egbert weniger düster, und weniger in

sich gekehrt; denn der Truchseß war der Vertraute seiner Seele, und die Theilnahme, die freundschaftlichen Ermunterungen desselben ergossen Balsam in sein verwundetes Herz.

Auch der Marschall von Rapperschwyl, der andere Gastfreund des Hauses, brachte bisweilen eine wohlthätige Abwechslung hervor. Die beyden Fräulein hatten Gefallen an seinen dichterischen Schwärmereyen, und oft war Egbert genöthigt, ihn gegen das neckische Wesen und die treffenden Scherze der fröhlichen Bertha in Schutz zu nehmen. Fanden sich die Fräulein allein, so plauderten sie zusammen am Spinnrocken, oder sticketen gemeinschaftlich an einem neuen Wappenrock, oder an einer Schärpe für den geliebten Egbert, lehrten die Kinder, besorgten das Hauswesen, und fütterten im Schloßhofs die Tauben und die Hühner.

Bei schöner Witterung streiften sie in Begleitung der Kinder durch den benachbarten Eichwald hin, und suchten bald Brombeeren, bald römische Alterthümer. Oft wandelten sie den Ruinen eines alten Tempels zu, in welchen sich ein frommer Einsiedler, ein alter Freund des Hauses, eine Zelle eingerichtet hatte. Das Landvolk der umherliegenden Gegend verehrte ihn, wie einen Heiligen, und die Fräulein unterhielten sich oft mit ihm von den Mißgeschicken des Erdenlebens, oder den immerwährenden Freuden der höhern Welt; und immer

kam die zur Schwermuth geneigte Clemenzia nach diesen Gesprächen heiterer, die muthwillige Bertha nachdenkender und stiller in ihre wirthliche Heimath zurück.

An einem schönen Herbsttage, den Egbert bey seinem Freunde, dem Truchessen, auf der Jagd verbracht hatte, ritt er beym Untergang der Sonne, langsam von Brunegg nach seiner Burg zurück, indem er, nach Jägersitte, nur mit dem Schwerdte und einem Wurfspeeße bewaffnet war. Zwen mit Specken versehene Jagdknechte führten jeder eine Koppel Hunde; der Ritter sprach mit seinen Dienern von der heutigen Jagd, und so waren sie bis in die Nähe des Burghügels gekommen, als plötzlich im benachbarten Jünfernwald sich ein lautes Waffengeklirre vernehmen ließ. Egbert spornte sein Pferd, und ritt mit seinem Leibknappen in vollem Trabe nach dem Gehölze hin, aus welchem der gewaltige Lärm ihm entgegen tönte.

Hier dann erblickten sie bald zwen völlig gewappnete Reuter, die sich gegen acht andere tapfer vertheidigten, und einer von den letztern fiel eben entseelt auf den Boden. Bey dem Anblick unsers Ritters hielten die Fechtenden etwas inne, und der Stattlichste von den sieben, der ihr Anführer zu seyn schien, ritt ihm entgegen, mit dem Zurufe: „mischet euch nicht in unsere Händel! meine Gefährten und ich haben den Befehl, unserm Grafen jene zwen Mörder, lebendig oder todt,

in die Hände zu liefern.“ Egbert erwiderte mit gebieterischer Stimme: „Daß Schwerdt in die Scheide, du Strauchdieb! Ihr seyd hier in meinem Gericht und Zwinge, und wem Recht gebühret, dem soll es werden!“ — „Gut!“ erwiderte der Unbekannte, indem er näher auf ihn zuritt, „so bist du der Müllner!“ und alsbald führte er einen gewaltigen Schwerdstreich gegen Egbrecht, dem dieser zum Theil zwar ausbog, von dem aber seine Schulter bedeutend verwundet ward. Sofort nun jagte Müllner mit starker und geübter Hand dem Mörder seinen Wurfspeer durch das Helmgitter, daß er todt zur Erde sank. Mit Blitzesschnelle flog er samt seinem Knappen dann hin, um den bedrängten zwey Unbekannten beizustehn, und das Gefecht wurde mit der heftigsten Anstrengung alsobald fortgesetzt. Doch würde, wegen des Mangels der Rüstung bey den neu Angekommenen, und wegen der Wunden, welche die beyden Ueberfallenen zuvor schon erhalten hatten, die Mehrzahl endlich gesiegt haben, wenn nicht Egberts Fußjäger ihrem Herrn zu Hülfe gekommen wären, und nicht ihre losgelassenen Hunde die Pferde mit Beissen und Belten scheu gemacht hätten.

Da nun gerade das Schwerdt des tapfern Egberts einen zweyten Meuchelmörder todt zu Boden streckte, so ergriffen die übrigen fünfte die Flucht, und Egbert sprang von seinem Renner, um sich dem unbekanntem

Ritter zu nähern, der in eben dem Augenblicke kraftlos vom Pferde sank. „Wer ist dein Herr?“ rief Egbert dem zur Unterstützung herbeyeilenden, gleichfalls schwer verwundeten Knappen zu. — „Wir sind weit her gekommen,“ antwortete dieser, „um hier zu sterben, es ist der Ritter von Hallwyl.“ — „Gott! mein Walthier!“ rief Müllinen, und warf sich neben ihm nieder, und löste seinen zerschmetterten Helm. „Mein Ketter! mein Egbert!“ erwiederte Hallwyl mit kaum hörbarer Stimme, und streckte die blutige Hand nach der Hand seines Freundes.

Die Nacht war indessen herangebrochen, und Müllinen beschäftigte sich samt seinen Jägern die Wunden des ihrer Ueberzeugung nach Sterbenden, bestmöglich zu verbinden, und auf einer Tragbahre von Laubästen ihn nach der Burg zu schaffen. Sie begegneten bald einigen Dienern des Schlosses, welche die Fräulein, erschreckt durch das Geräusch im Walde, und befremdet über das späte Ausbleiben des Ritters, gewarinet und mit Sackeln versehen, ihm entgegen gesandt hatten.

Egbert eilte dem Zuge nun voraus, traf die jagenden Fräulein am Burghore, und kündigte ihnen die Ankunft eines schwer verwundeten Freundes an. „Der Truchseß?“ rief Bertha. — „Nein, der wiedergefundene Walthier,“ sprach Egbert, und Clemenzia wäre

ben diesen Worten des Ritters niedergesunken, hätte Bertha's Arm sie nicht glücklich noch aufrecht gehalten.

Bald kam der Zug mit dem in tiefer Ohnmacht liegenden Verwundeten im Burghofe an. Der arme Walther ward behutsam in das Wohnzimmer getragen, und dort zu Bette gelegt. Egbrecht übergab ihn der Pflege seiner Schwester, die im ganzen Gau wegen ihres Geschickes in der Heilkunde und in der Krankenpflege bekannt und gepriesen war. Sie wusch und verband die tiefen, äußerst bedenklichen Wunden des Ritters, und von ihm führte sie Egbert zu dem schwer verwundeten Knappen, dessen sie mit gleicher Sorgsamkeit wartete. Dann aber warf er den Mantel, in den er sich gehüllt hatte, von den Schultern, und sagte lächelnd, indem er auf die tiefe, schmerzhafteste Verletzung wies: „nun, liebe Bertha, ist die Reihe an mir, deine gepriesene Kunst zu bewähren;“ und Bertha, mit einer großen Thräne im funkelnden Auge, verrichtete auch hier ihr heilsames Amt.

Die ganze Nacht hindurch besuchten beyde Fräulein abwechselnd die Krankenlager der Leidenden, und als am folgenden Morgen Bertha den Verband von Walthers Wunden wegnahm, fand es sich, daß glücklicherweise keine derselben tödtlich, und seine gestrige Entkräftung allein durch die große Verblutung entstanden war.

Jetzt erst bemerkte Egbert, wie verändert sein Freund von der morgenländischen Reise zurückgekommen sey. Mancherley Noth, und die brennende Sonne des Orients hatten die blühende Gesichtsfarbe des Jünglings versengt, und seine Wangen abgezehrt. Eine Narbe war hinzugekommen, und alles zusammen hatte ihn für den ersten Anblick so gut als unkenntlich gemacht. —

Die Kunde von seiner Rückkunft indeß, und von dem erlittenen Ueberfall verbreitete sich schnell nach der ganzen umliegenden Gegend hin. Der Truchseß eilte begrüßend herbey, und ihm folgten Arnold von Reinach und Hartmann von Wessenberg, zwey Ritter aus der Nachbarschaft, Walthers Jugendfreunde, die einst mit ihm an dem Hofe des Grafen von Habsburg das Wapfenwerk erlernt hatten.

Bald auch ward der Verwundete genugsam hergestellt, um die Neugier seiner Freunde über seine Abenteuer befriedigen zu können. Er erzählte, wie er mit Ulrich von Erlach aus dem Orient über Italien und den Gotthardsberg nach Luzern gekommen, sich dort von diesem Freunde getrennt, und eben daselbst den Tod seines Vaters, samt der Besiznahme von all seinen Gütern durch die Pfaffen, erfahren habe. Ihm sey jetzt als das raschsamste vorgekommen, mit seinem getreuen Knappen zu Egbert nach Müllinen zu reisen; da er aber, in der Hoffnung mehrern Aufschluß über seine Angele-

et, wie verändert im
 Reise zurückstimm
 brennende Sonne bei
 farbe des Himmels
 t. Eine Karte von
 nen hatte ihn für
 lich gemacht. —

Rückkunft indes, w
 ebreitete sich Schil
 nd hin. Der Unsi
 e solaten Herold von
 berg, zwei Ritter
 Jungsfrunde, die ein
 sen von Habsburg be

erwundete gemah
 der Freunde über im
 n. Er erzählte, wie
 Orient über Italien
 gekommen, sich be
 und eben dazwisch
 Besignabne vor d
 erfahren habe. In
 nmen, mit seinen
 ätinen zu reisen; h
 Aufschlug über sein



H. Kistner sculp.

... zu erhalten, unvorricht
... zu zeigen, so beh
... seinen Neuterdein und
... nicht.

So der Berg seiner Sätre
... abzufragen, habe ab
... von Fischen und Kruten
... er, eine lange Verweil
... nicht haben er sich, v
... zu lassen, einige Stu
... ... weiter bis in
... in ein wohlgekleide
... und als er diesen be
... im Schloß in, habe der
... sich in dem benachb
... auf der Jagd. Des
... dieses Schloß dem
... in gleich demselben betret
... ... überfa
... mit einem Knappen au
... nicht Ehret zu seiner St

... dieses beabsichtigen
... ... was in
... ... werden müße; u
... ... be
... ...

genheiten zu erhalten, unvorsichtig genug sich vorgefetzt über Hallwyl zu reisen, so habe er sich zu Luzern durch einen gemeinen Reuterhelm und Reuterschild unkenntlich zu machen gesucht.

Vor der Burg seiner Väter dann sey er in einem Bauernhofs abgestiegen, habe aber bald eine große Bewegung von Pferden und Reitern im Schlosse bemerkt, worauf er, ohne langes Verweilen, gen Lenzburg geritten sey; daselbst haben er sich, um die ermüdeten Pferde ausruhen zu lassen, einige Stunden aufgehalten. Wie er zur Abendzeit ferner bis in die Nähe von Müllinen gekommen, sey ein wohlgekleideter Mann an der Straße gestanden, und als er diesen befragt, ob der Burgherr auf dem Schlosse sey, habe der ihm geantwortet: Müllinen befinde sich in dem benachbarten Walde mit einigen Freunden auf der Jagd. Arglos sey er hierauf in Begleitung dieses Wichtes dem Walde zugeritten. Kaum habe er jedoch denselben betreten, so sey er von acht geharnischten Männern überfallen worden, und wäre gewiß mit seinem Knappen auf dem Platze geblieben, wenn nicht Egbert zu seiner Rettung herbegeeilt wäre.

Auf dieses berathschlagten sich die zu Müllinen versammelten Ritter, was in Walthers Anaelegenheiten sofort gethan werden müsse; und nach vielem Hin- und Herreden wurde beschlossen: der Truchseß mit Wessenberg und Reinach sollte ungesäumt nach Kappel reiten,

Walthers gefristete Ringhälfte mitnehmen, und im Namen ihres Freundes die Herausgabe seiner Güter verlangen. Am folgenden Tage sonach reisten die drey Ritter mit einem absichtlich zahlreichen und stattlichen Gefolge von dannen.

Sie gelangten an das Kloster, und bemerkten soaleich, daß ihre Ankunft daselbst erwartet sey, denn sie wurden mit den ausgeüchtesten Ehrenbezeugungen empfangen, und in den Prunksaal der Abtey geführt, wo sie den ganzen Convent versammelt antrafen.

Der Truchseß trat mit edlem Ernste hervor, und eröffnete sein Anliegen: „Diese zwey frommen, aus den ältesten und edelsten Häusern des Margaus entsprossenen Ritter seyen zugleich mit ihm beauftragt, im Namen Walthers von Hallwyl, ihres Schildgenossen und Freundes, der vom Grabe des Herrn in sein Vaterland zurückgekommen sey, nun aber von Neuchelmördern schwer verwundet zu Mülinen darnieder liege, dem ehrwürdigen Abte dieses Gotteshauses ritterlichen Gruß zu bringen, und von demselben in der Minne die durch die geistlichen Herren in Beglaubniß seines Todes behändigten Güter förmlich und feyerlich zurückzufordern.“

Der Abt antwortete den Rittern: „es habe ihn über die Maassen gefreut, zu vernehmen, daß der Sohn des

des großen Wohlthäters seines Gotteshauses, der allgemeinen Ueberzeugung zuwider, dermalen noch am Leben sey, und obwohl er gehört, daß der zu Müllinen angekommene Fremdling dem jungen Ritter gar wenig ähnlich sehe, so sey er gleichwohl bereit, wofern sich derselbe durch die Vorweisung der Hälfte seines väterlichen Ringes bewährt habe, nicht nur all dessen Erbgüter zurückzustellen, sondern auch für die bisher bezogenen Einkünfte Rechnung zu tragen.“

Die zwey jüngern Ritter waren durch das edle Betragen des Abts entzückt, allein der Truchseß stuzte über diesen unerwarteten Edelmath. Er zog den Ring aus seinem Busen, und der Abt befahl, auch die andere Hälfte desselben herbeizuholen, die in der Schatzkammer des Gotteshauses aufbewahrt lag.

Ein Klosterbruder kam mit einem durch des alten Walthers Siegel verwahrten Kästchen zurück. Der Abt übergab es einem der jüngern Ritter, und bat ihn, das Siegel zu lösen. Das Kästchen wurde geöffnet, der halbe Ring herausgenommen, und dem andern entgegen gehalten, aber siehe da! die beyden Hälften hatten keine Aehnlichkeit, und paßten in keinen Stücken auf einander. Es entstand ein allgemeines Stillschweigen des Unmuthes und Erstaunens. Der Truchseß warf einen verächtlichen durchdringenden Blick auf den Abt, der mit fromm gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen sich

hingestellt, aber einen höhnisch lächelnden Zug nicht zu bergen vermochte. — Endlich unterbrach er das Stillschweigen, und sprach: es thue ihm herzlich leid, daß so edle, um ihrer Klugheit willen gepriesene Ritter, durch einen schamlosen Betrüger hintergangen worden; und fortan hoffe er, da die Sache nun entschieden wäre, daß man sein Gotteshaus und seine Heiligen ruhig im Besitze der wohl erworbenen Rechte verharren lasse. — „Herr Abt, — antwortete der Truchseß — ein böser Geist ist hier im Spiele. Ein böser Geist hat Mörder gedungen gegen meinen Freund. Gott strafe den Frevler, wer er immer sey, und schaffe demjenigen Recht, dem es gebühret!“

Die Ritter empfahlen sich jetzt mit zürnendem Schweigen, und das Convent geleitete sie höflich mit tiefen Bücklingen bis zu ihren Pferden; aber die Ritter hörten im Fortreiten ein schallendes Gelächter der hinterlistigen Mönche, und sie ballten ergrimmt ihre Fäuste.

Wer schildert aber die Entrüstung Hallwyls und seines Freundes, als die Zurückgekommenen ihnen das ärgerliche Vossenspiel erzählten, welches man im Kloster mit ihnen getrieben hatte.

Walther suchte nun Schutz bey seinem Lehensherrn, dem großen Habsburger. Der Graf war aber in entfernten Kriegen landesabwesend, und da er auch durch den Abt, nach dessen eigener Weise, berichtet worden war, so gab

er seinem Landvogt im Nargau, dem Freyherrn Rudolf von Harburg den Befehl, auf der alten Malstatt zu Rohre einen großen Lehenhof zu versammeln, und in demselben über diesen so wichtigen Streit ein Urtheil zu sprechen.

An dem bestimmten Tage versammelten sich die zahlreichen an Lenzburg pflichtigen Vasallen, und Dienstmänner des Habsburgischen Fürstenhauses. Hallmühl erschien mit seinen Freunden, und der Abt mit einer zahlreichen Begleitung des vornehmsten Adels aus den Gegenden des Zürcher, und Zuger, Sees, welche er von der Gerechtigkeit seiner Sache zu überreden gewußt.

Der Freyherr von Harburg, als Statthalter des Grafen, saß nach alter Übung unter einer ehrwürdigen Linde; die edlen Beysäßer am Lehengerecht in weitem Kreise vor ihm her; und rings stand hinter ihnen eine unzählige Menge von Zuschauern, welche Neugier oder Anhänglichkeit an die eine oder die andere Parthey herbeigelockt hatte. Die Streitenden hielten mit ihrem Gefolge am andern Ende des Kreises bey aufgerichteten Schranken, bis der jüngste Ritter sie in das Recht gerufen. Alsdann aber traten sie hervor, und Waltherr führte mit Kühnheit das Wort. Er beschrieb seinen ganzen Lebenslauf, sprach schonend von den Schwächen seines Vaters, hart und heftig gegen seine Schmeichler und Verführer; erzählte ausführlich den an ihm ver-

suchten Meuchelmord, versprach zu beweisen, daß die drey von ihm und dem Ritter von Müllinen erschlagenen Mörder einige Tage vorher in Hallwyl gesehen worden seyen, wo sich damals der Abt befunden habe, und klagte den Icktern bestimmt eines mit seinem Ringe gespielten schändlichen Betrugess an. Dann berief er sich auf eine Menge von Zeugen, die ihn als Ritter von Hallwyl im Orient gekannt, und auf andere, die ihn nach seiner Heimreise wiedererkannt hätten. Zuletzt forderte er die Richter auf, sich nicht blenden zu lassen durch List und Betrug, und endlich weihte er seine ungerechten Verfolger der göttlichen Rache.

Ganz anders sprach der Abt in einem kalten und wohlbedächtigen Tone. Er pries die Tugenden des alten Herrn von Hallwyl bis in den Himmel, bedauerte den Tod seines tapfern Sohnes, und bezeugte seine Verwunderung, wie doch die edelsten Herren den Erdichtungen eines unbekanntem Fremdlings so viel lieber als den auffallendsten Beweisthümern eines entsetzlichen Betrugess ihren Glauben schenkten. Er berief sich wegen des verfälschten Ringes und des Meuchelmordes auf die Heiligkeit seines Standes; forderte die Richter auf, nach dem vorgelegten Beweisthum Recht zu sprechen, und empfahl aus geistlicher Liebe, den fremden Betrüger, den vielleicht Armuth zu seinem Verbrechen könne verleitet haben, zu einem gnädigen Urtheil.

Die streitenden Partheyen traten nun aus dem Kreise, und als nach gehaltener Umfrage der Freyherr sie von neuem erscheinen ließ, so gab er ihnen den rechtlichen Spruch: daß die Weisheit der Menschen hier nicht entscheiden könne, daß Gottes Gericht durch einen redlichen Kampf auf Leben und Tod in das Mittel treten müsse, und daß er, der Richter und Rechtsprecher, die Streitenden nun lade von heute über drey Wochen und drey Tage auf diesen geweihten Platz und vor ein gebanntes Kampfgericht, den Kläger zwar in eigener Person, den Gegner aber durch einen dem Kläger ebenbürtigen ritterlichen Kämpfer.

Walther, im Bewußtseyn seines Rechts und seines Muthes, dankte dem Landesrichter für das gesprochene Urtheil, wandte sich um, und warf seinen Handschuh in die Mitte des Kreises. Der Abt, im Vertrauen, wie er sagte, auf den Schutz seiner Heiligen, dankte ebenfalls, und bemerkte mit anscheinendem Bedauern: daß kein Ritter oder Edler den Handschuh aufnehmen werde, denn niemand wisse, wer der fremde Gegner wohl sey; doch sollte zum Ueberflus ein Frohnecht seines Klosters, vermuthlich mit dem Fremden ebenbürtig, den Zweykampf bestehen. Auf dieses drängte sich ein unbewaffneter, breitschulteriger Bursche hervor, und bückte sich, um den Handschuh aufzuheben. Ein gewaltiges Getümmel entstand darob, und manche von den Rittern entblößten zornig

ihre Schwerdter, also, daß der Frohnknecht Mühe fand, sich unter den Schuß der Hebrischen zurückzuzieh'n. Umsonst, daß der Landrichter Frieden gebot, es ward keine Ruhe, bis der Truchseß mit Egbert und fünf angesehenen Rittern hervortrat, um gemeinsam einen feyerlichen Eid zu Gott und allen Heiligen zu thun, der Kläger sey ein schöppenbarer, edler, zu Schild und Helm geborner Mann.

Als aber auch jetzt der Abt widerredete, so drängte sich ein durch Hochsinn und Tapferkeit berühmter junger Ritter, Marquard von Rüfegg, ein Neffe des alten Kastvogts zu Kappel, unwillig über die ränkevollen Einwendungen des Abtes, neben demselben hervor, und hob den hingeworfenen Handschuh auf. Walther reichte ihm sogleich die Hand, und beyde Gegner gelobeten feyerlich dem Richter, am bestimmten Tage, drey Stunden nach Sonnen-Aufganga, in den angewiesenen Schranken zum Kampfe sich einzufinden.

Das Gericht gieng auß einander, und Hallwyl mit seinen Freunden ritt voller Zufriedenheit nach Müllinen zurück.

Es verbreitete sich alsobald die Nachricht von dem bevorstehenden Todeskampfe in der ganzen umliegenden Gegend. Der Name der Herren von Hallwyl war von Alters her glorreich bekannt; das Schicksal ihres letzten

den erzte große und all
 welche Viel in einem
 sich nicht, dem me
 von ihrer gewordenen Go
 so immer mit Hallwyl
 ch Müllinen, um Walther
 anzuheben. W
 der Beförderer in Müll
 e Heiliken des Hiler, S
 anzuheben an die Seite
 ist vor täglich mit Götter
 in Herta mußte ihre g
 man, um sie handesmä
 endlich indig kam der a
 in dem Kampfe gelüfte
 von schändlichen Gefolge
 dann, ritt hinweg nach
 die Heiligen von Rüfegg jed
 wohl als an Glang. Der
 in Heiliken nicht erlau
 man zu erscheinen. Nur
 anzuheben, um den Stre
 ersehen *).

* Sob jetzt wird im
 als Gottesgericht vo
 Rüfegg und Hallwyl

Erben erregte große und allgemeine Theilnahme. Der zahlreiche Adel in einem Umkreise von mehreren Tagesreisen rüstete sich, dem merkwürdigen, in dieser Zeit schon seltner gewordenen Gottes-Gerichte beizuwohnen. Wer immer mit Hallwyl eine Verbindung hatte, zog nach Mülinen, um Walthers die Begleitung an das Kampfgericht anzubieten. Auch der Castellan von Erlach, sein Waffenbruder in Palästina verließ seine Burg an den Gestaden des Bieler-Sees, um seinem Freund als Kampfgenosse an die Seite zu stehen. Mülinens Rittersaal war täglich mit Gästen angefüllt, und die wirthliche Bertha mußte ihre ganze Geschicklichkeit zu Hülfe nehmen, um sie standesmäßig bewirthen zu können.

Endlich indeß kam der anberaumte Tag, und Walthers mit seinen Kampfgehülften, Erlach und Mülinen, und einem zahlreichen Gefolge von Freyherren, Rittern und Knechten, ritt hinauf nach der Gerichtsstätte vor Aarau. Das Gefolge von Rüßegg jedoch übertraf das seinige sowohl an Zahl als an Glanz. Der Abt war ausgeblieben, weil es den Geistlichen nicht erlaubt war, bey den Kampfgerichten zu erscheinen. Nur ein Priester war Amtes halber gegenwärtig, um den Sterbenden mit Trost und Salbung beizustehen *).

*) Noch jetzt wird im Schloße zu Hallwyl ein altes, das Gottesgericht vorstellendes Gemälde vorgezeigt. Rüßegg und Hallwyl kämpfen mit einander innerhalb

Der Freyherr von Harburg hatte, als gräflicher Statthalter, alle Zurüstungen zum Gottesgerichte bestens veranstalten lassen. Weite Schranken umschlossen den Kampfsplatz. Außer denselben war auf einem hohen Gerüste der mit den Bannern von Habsburg und Lenzburg geschmückte Stuhl des Kampfrichters; neben ihm etwas tiefer waren die Stühle der Kampfhelden oder Kampfeszeugen. Vor dem Richter stand eine Lanze, woran der Wappenschild von Hallwyl hieng. Am entgegengesetzten Ende des Kreises, bey seinem Eingang, waren die Schilder der Kämpfenden an hohen Pfählen ersichtlich, Rüeegg's, mit dem goldenen Einhorn, Hallwyl's, ohne Wappen, mit der Inschrift: „ Jedem das Seine!“ —

Trompetenschall kündigte die Stunde des Gerichtes an. Der Kampfrichter und die zwölf Kampfhelden, die ältesten und angesehensten Ritter des Gaues bezogen ihre Stühle. Vier mit den Habsburgischen Farben prächtig geschmückte Herolde führten die Streiter in die Mitte des Kreises. Hallwyl und Rüeegg entblößten ihre Schwerdter, legten sie kreuzweise über einander, und schwuren zu Gott und den Heiligen einen gelehrten,

der Schranken zu Pferd. Erlach und Mülinen stehen ausserhalb derselben auf Walthers Seite. Alle vier sind in voller Kampfrüstung, mit ihren Geschlechtsschildern und Helmzierden.

d. i. einen vorgelesenen, förmlich abgefaßten Eid, zu kämpfen auf Hals und Haupt, bis einer den andern tödtlich fällen werde, zu kämpfen ohne Zauberwaffen, oder andere Zaubermittel, zu kämpfen nach den Gesetzen der heiligen Ritterschaft, ohne Gefährde. Hierauf brachten die Kreiswärtter eine Todtenbahre in den Ring. Die Herolde riefen das freye Kampfgericht aus, und geboten Ruhe und Frieden bey Strafe des Todes. Darnach brachte man den Rittern ihre Lanzen, Schilde und Streithengste, sie saßen zu Pferde und trabten aus einander; die Sonne wurde unter ihnen getheilt, und der Kampfrichter gab das Zeichen zum Todesstreit.

Gott segnete Walthers gerechte Sache; sein Gegner fiel nach hartem Kampfe tödtlich verlegt in den Sand. Die Herolde riefen den Sieger verkündigend aus; der Kampfrichter setzte im Namen des Grafen den Ritter von Hallwyl in alle Rechte seines Hauses ein, und überreichte ihm feyerlich vor der jauchzenden Menge den Wappenschild seiner Väter.

Mit Jubel wurde der Held von dem ganzen Narvaugauischen Adel, mit herzlich warmer Wärme von seinen Freunden beglückwünscht; und mit Sorgfalt ward er in Narvaug gepflegt, woselbst ihn erhaltene Wunden für ein paar Tage zu verweilen genöthiget hatten. Endlich aber fand er sich im Stande abzureisen, um Besitz von seiner väter-

lichen Burg zu nehmen, und Egbert mit dem Truchfessen begleitete ihn.

Die Mönche waren bereits davon gezogen, und alle Schloßgebäude standen so leer, wie ausaeplündert. Ein alter Diener der Hauses nahm die Ritter freudig auf, und gab ihnen in seiner ländlichen Hütte Nahrung und Lager. Die beyden Freunde hielten die Wirthschaft neu in den Gang bringen, und kehrten dann unverweilt nach Hause.

Wen dem Abschiede versprach ihnen Walther, so bald er vollends sich eingerichtet habe, nach Mülinen zu eilen, und beyde zu seiner Hochzeit zu laden, indem er zugleich seine Braut abholen würde.

Egbert vermochte nicht ein Wort zu erwiedern, und drückte stillschweigend und seufzend ihm die Hand.

Auf dem Rückwege war er trübsinnig und in sich gefehret; denn es fiel ihm schwer auf die Seele, daß er zum letztenmale nun die Geliebte seines Herzens in ihrer vollen Freyheit erblicken sollte, und mit banger Beklemmung sah er dem Augenblick entgegen, wo der glückliche Walther Clemenzien auf ewig ihm entreißen werde. Gleichwohl war er viel zu biederherzig und zu ritterlich gesinnt, um nur einem Gedanken an die Möglichkeit von Clemenziens Besitze Raum zu geben. Er hatte sich, trotz der jahrelangen Entfernung des Freundes, in steter Zuversicht auf

die vermuthliche Rückkehr desselben, allein für den Hüter dieses köstlichen Kleinods gehalten; und gegen die heiligste Freundschaft zu sündigen, indem er jetzt den leisesten Wunsch nach diesem Schätze geäußert hätte, war seiner Redlichkeit ein Abscheu. Ja, das feste Vertrauen auf die eigene Rechtschaffenheit hätte selbst seiner Liebe noch Vorschub gethan; denn er wußte: wo die Pflicht gebietet, werd' ich auch das Härteste vermögen! und in diesem Bewußtseyn war er nicht so wachsam in der Bekämpfung der aufkeimenden Leidenschaft gewesen, als die strengste Möglichkeit es vielleicht gestattet hätte.

Bertha inzwischen, die lange schon Clemenzien's Liebe zu ihrem Bruder bemerkt hatte, sprach jetzt mit blutendem Herzen auch der Freundin Entschlossenheit ein, und beschwor sie, gelassen zu ertragen, was Ehre und Pflicht von ihr forderten, und Clemenzia fühlte sich durch Walthers jahrelange Treue und durch ihre Verpflichtung gegen das Hallwyl'sche Haus in ihrem Herzen viel zu sehr gebunden, als daß sie mit einer Weigerung ihren Verlobten hätte betrüben können.

Nach ein paar Wochen dann kam dieser mit Freudigkeit, unter Begleitung eines stattlichen Gefolges in Mülhinen an. Aber so wenig er sich sonst damit beschäftigte, die Menschen zu beobachten, so fiel ihm doch alsobald der feyerliche, wehmüthige Ton, mit welchem er bewillkommt wurde, fiel ihm Egbert's ungewohnte Zer-

strenung und Clemenziens blasse Gesichtsfarbe sonderbar auf; und als er des Nachmittags den Truchsesen, der ebenfalls sich eingefunden, bey einem Spaziergang in den Wald begleitete, theilte er ihm seine Befremdung offenherzig mit. Der edle Freund des Hauses aber glaubte diesen Augenblick benutzen zu sollen, um Walther mit der wahren Gemüthslage seines Egberts bekannt zu machen. Er schilderte ihm in den wärmsten Ausdrücken, wie gewissenhaft derselbe das Pfand bewahret habe, welches seinem Schutze war anvertraut worden; wie freylich dann durch täglichen Umgang mit dem Fräulein von Landenberg eine heftige Leidenschaft in seinem Busen entstanden sey; wie gleichwohl nie mit einem Blicke nur er dieselbe zu verrathen sich gestattet habe; wie er seine Burg gemieden, und alles versucht, um diese unredtmäßige Liebe in seinem Busen zu ersticken; wie endlich ein so gewaltsamer Zustand sogar um sein Leben besorgt machen könne. — Clemenziens Gesinnungen gegen Egbert, äußerte ferner der Truchses, sind mir unbekannt doch ist schwerlich zu glauben, daß sie so lange in seinem Hause gelebt habe, ohne seine Tugenden innig zu bewundern, und von seiner Theilnahme für sie gerührt zu werden.

Walther gieng eine Weile gedankenvoll und stillschweigend neben dem Truchsesen her. Endlich brach er sein Stillschweigen mit der offenen Frage: „Wie glaub-

bet Ihr, Freund, daß Egbert in meiner Lage wohl handeln würde?" — sogleich aber, und ohne die Antwort abzuwarten, fieng er ein anderes Gespräch an. Nach einer Weile kehrten sie wieder auf das Schloß zurück, und fanden unter der hohen Burglinde vor dem Eingange desselben die beyden Fräulein, die mit gesenktem Blicke sich durch Arbeit beschäftigten, und seitwärts von ihnen Egbert, der am andern Ende der Bank saß, ohne nur einen Laut von Unterhaltung hervorzubringen.

„Theure Clemenzia!“ — redete Walther seine Verlobte an, nachdem er sie einige Zeit mit Stillschweigen betrachtet hatte — „mir scheint, du würdest gerne länger bey unsern Freunden in Mülinen bleiben?“

Eine plötzliche Röthe überflog die Wangen des Fräuleins, und ein Strahl der Freude und der Hoffnung belebte ihr verweintes Auge.

Nach einer Pause fuhr Walther mit bewegter Stimme fort: „Vielleicht mein liebes Kind, bleibst du am liebsten für immer auf dieser Burg, in welcher du so glückliche Tage verlebt hast? lieber als auf der meinigen, die nur herbe Rückerinnerungen dir hinterlassen konnte? Warum solltest du nicht froh bey unserm Egbrecht verweilen, der so herzlich dich liebt?“

Egbrecht sprang erschrocken bey diesen Worten empor, und bedeckte sein Gesicht mit beyden Händen, indem er

mit Heftigkeit ausrief: „Truchseß, um Gotteswillen; was hast du gethan!“

„Clemenzia! — fuhr Walthar fort — wie wäre es, wenn ich die Rolle eines Bräutigams aufgeben, und als dein gesetzlicher Vormund diese Gewalt benutzen würde, um deine Hand in die Hand unsers Egberts zu legen?“ —

Wer kann die Ueberraschung, das Erstaunen, die Freude schildern, als auf diese Worte der edelmüthige Walthar Clemenzien bey der Hand ergriff, und seinem Freunde mit Anstand sie zuführte. Egbert taumelte in Walthars Arme, und Thränen der Rührung benetzten die männlichen Wangen des Truchsessens. Clemenzia, in sprachlosem Entzücken sah nur ihren Egbert, und Bertha tanzte, jubelte, küßte Walthars benarbte Hand, und war auffer sich vor Ueberraschung und Seligkeit.

Aber bald nach diesen ersten lebhaften Aeußerungen der unaussprechlich glücklichen Bewohner von Müllinen gegen den edlen Walthar, als sie des Abends um die wirthliche Tafel herum saßen, sagte Haltwyl zu seinen Freunden: „Ich will, wie immer, freymüthig reden, meine Lieben; ich will nicht größer, nicht edler scheinen als ich bin. So sehr ich das Glück schätzte, meine schöne Baase Gattin zu nennen, so hangte mir doch selbst an ihrer Seite vor dem einförmigen Leben eines Landedel-

manns. Die Waffen sind von jeher meine alleinige Lust gewesen, und an der Seite unseres großen Habsburgers will ich sie führen! Ihr indessen, meine Freunde, verwaltet meine Güter; weiset die Pfaffen in die gehörigen Schranken; und wenn nach einigen Jahren mein Blut nun kälter, meine Sehnen schlaffer geworden sind, so komme ich zurück, und pflanze Kohl, und jage Hasen, und Sorge dafür, daß man Walther von Hallwyl nicht mit Schild und Helm begraben müsse. "

Der biedere Ritter hielt Wort, und weilte, nach einem thätigern Leben sich sehnend, nur wenige Tage noch im Schooße der Familie, die so viel Glück ihm schuldig war. Gleich nach der Hochzeit der beyden Liebenden umarmte er sie, und eilte rasch zu dem Heere des großen Habsburgers, der eben damals Basel belagerte, und dort die Wahl der Reichsfürsten erfuhr, die ihn auf den deutschen Kaiserstuhl erhoben. —

Dankbar gegen die göttliche Vorsehung, geschätzt von seinem Fürsten, zufrieden mit sich selbst, geliebt von seinen Freunden, verehrt von seinen Untergebenen, lebte dagegen das junge Ehepaar, wenn auch in beschränkten Vermögensumständen, doch zufrieden und glücklich auf seiner kleinen Ritterburg, und bald ward ihr häuslicher Wohlstand durch die Nachricht vermehrt, daß auf die Verwendung der neuen Königin der Land-

vogt zu Kyburg, Clemenziens Ansprachen untersucht, gerecht befunden, und die vorenthaltenen Güter bey Winterthur zu ihren Händen in Besiz genommen habe.

Der edle Truchseß lebte mehr zu Mülinen, als auf seiner einsamen Brunegg; er hieng mit der innigsten brüderlichen Liebe an Egbrechten und seinem sanften Weibe.

Der ernste, weit ins männliche Alter vorgerückte Ritter gestand sich lange selber nicht, daß die muntere Bertha ihn am meisten zu Mülinen festhielt. Nur Bertha hatte längst in sein Herz gesehen, und schenkte dem edeln Manne, der seit einem halben Jahre eine mürrische Gattin verloren, gern das ihrige, um durch Frohsinn, hellen Verstand und Gutmüthigkeit dem Ritter alles das Glück zu ersetzen, welches er in seiner vorigen Ehe mit Schmerzen vermißt hatte.

Walthar von Hallwyl, des unruhigen Lebens müde, kam endlich mit Ruhm und ehrenvollen Narben bedeckt, auf seine schönen Stammgüter zurück, deren Ertrag inzwischen durch die geschickte Verwaltung seiner Freunde verdoppelt worden. Er verehelichte sich nach einander mit zwey Ritterstöcktern aus den edeln Häusern von Hünenberg und von Sumiswald, und wurde durch dieselben Stammvater einer glorreichen und großen Nachkommenschaft.

Unter den drey Freunden blieb ungetrübte Freundschaft
bis

bis an ihr Lebensende; und vor ihrem Tode noch vernahmen sie ein dunkles Gerücht, daß ein sterbender Klosterbruder zu Cappel mit bitterer Reue gestanden habe, daß Siegel von Hallwyl sey, nachgestochen durch seine Hand, auf hinterlistige Weise gebraucht worden, um in dem versiegelten Kästchen des alten Hallwylers eine andere Ringeshälfte unterzuschieben, als die der Greis den Klosterherren übergeben hatte. Die Gutmüthigkeit der Ritter indessen wollte diesem Gerüchte nicht auf den Grund nachspüren: und die Mönche wußten durch das Vorgeben, der alte Bruder sey wahnwitzig gewesen, das Gerüchte darüber zweifelhaft zu machen, und allmählig zu unterdrücken. — —

N a c h s c h r i f t.

Auf unsere Anfrage wegen Daseyn und Inhalt der oben S. 72 angeführten Hallwylers Chronik, bey einem Kenner des schweizerischen Alterthums, erhielten wir, samt dem getreulich daraus abgezeichneten Bilde von Walthers Rückkehr, noch den folgenden, manchem unsrer Leser vielleicht nicht unwillkommenen Bericht.

„Die Chronik ist in Folio geschrieben, und mit einem guten Einbände von gestempelten Leder und messingenen Beschlägen verwahrt. Sie enthält mehrere

gute Malereien, die zuweilen eine, doch einigemal auch zwey Folio-Seiten einnehmen, und in Folgendem bestehen. Zuerst das Gesichtsbild des Anordners oder Sammlers von diesem Werke, Burkharts von Hallwyl, mit der Unterschrift: Burkhart von Hallwyl des alten Sun hat das Buch ernüwern lan; — und mit der Unterschrift: Abcontrafactur mines Alters 27 Jar 1562. Demselben hat er dasjenige seines 79jährigen Vaters, Caspar von Hallwyl beygegeben lassen. Darauf folgt die Vorstellung eines Turniers, in welchem einer von Hallwyl mit einem von Tengen sticht, und auf dieses wahrscheinlich der Nämliche, wie er aus den Händen zweyer Fräulein den Turnierdank erhält. Ebender selbe ist ferner in voller Rüstung zu Pferd abgebildet. Dann folgen vier Vorstellungen, die zu der Geschichte des halben Ringes gehören, nämlich 1) wie der alte Herr von Hallwyl seinem Sohne, der in die Fremde reisen will, den halben Ring zustellt. 2) Der alte von Hallwyl auf dem Todbett, wie er drey Karthäusern sein Schloss übergiebt. 3) Eben diese Mönche, mit der Umwandlung des Schlosses in ein Kloster beschäftigt. 4) Die Rückkehr des Sohnes. (Oben S. 95 mitgetheilt). — Dann ist ein Marschall von Hallwyl zu Pferd abgebildet, und zuletzt das Wappen der Grafen von Habsburg, mit der Jahrzahl 1581. Auf diese Malereien folgt eine Art von Genealogie, indem auf 29 Blättern die Wappen der Herren von Hallwyl und ihrer Gattinnen dargestellt sind. "

„ Der Text , welcher eigentlich vorangeht , enthält allererst die Legende von dem Ring , in Knittelversen. Alsdann folgen historische Familien-Nachrichten , denen zwei Urkunden beygefügt sind , nämlich der Friedensbrief Rudolfs und Walthers von Hallwyl mit denen von Bern , nach dem Kriege der Eidgenossen gegen Herzog Friedrich von Oestreich 1415 , worin ihnen das Bürgerrecht von Bern und Solothurn zugetheilt wird ; und ferner , die Erneuerung der Bernerschen Bürgerrechts , im Jahr 1470 , durch Hans und Walther von Hallwyl. — Durch eine spätere Hand ist hierauf die Erzählung von der Ermordung Kaiser Albrechts beygeschrieben ; vermuthlich wegen der Geschichte von der enthaupteten Besatzung Fahrwangsens , wo die von Hallwyl in spätern Zeiten oberherrliche Rechte besaßen. Endlich hat sich jemand die unnöthige Mühe gegeben , den Spruch von dem Ringe in neuere Orthographie überzutragen. “

„ Nicht alles Geschriebene ist durch Birkhart von Hallwyl besorgt , wie die Schrifte das deutlich beweist. Es fragt sich also , was die Worte unter seinem Bilde : „ hat das Buch ernüweren lan “ — sagen wollen ? Vermuthlich existirte eine ältere Handschrift , welche bloß denjenigen Theil von dem maag enthalten haben , was jetzt in der Chronik mit der ältesten Schrifte verfaßt ist. “ — —

Soviel in der Hauptsache unser gütige Bericht , Erstatte !

Wir können uns nicht enthalten dieser Beschreibung der Hallwylser Chronik auch diejenige der alten Burg Müllinen beizufügen, da vielleicht vielen unserer Leser angenehm seyn dürfte, einmal für allemal sich ein genaues Bild von einem Ritterschlosse der mittlern Zeiten zu machen, wie zum wenigsten in der deutschen Schweiz diese Gebäude der Mehrzahl nach eingerichtet waren. Man besteigt mit so vieler Theilnahme die Ueberreste der zertrümmerten Burgen unserer vaterländischen Höhen, und versetzt sich so gern in die vergangenen Jahrhunderte ihres wohnlichen Bestandes zurück, daß es angenehm ist, mit einiger Sicherheit über Bau und innere Einrichtung dieser Edelsitze zurechtgewiesen, seinen Träumen von jenen ritterlichen Zeiten mehr Halt und Lebendigkeit zu verleihen.

Die nachstehende Schilderung war ursprünglich mitten in die Geschichte des Ringes von Hallwyl, (S. 81.) hineingestellt. Aber sie schien den Lauf der Erzählung dort allzulange zu unterbrechen, und möchte hier vereinzelt doch immer noch anziehend genug erscheinen um ihren Platz zu verdienen. Sie rührt, wie man leicht bemerken wird, von der nämlichen Kennerhand her, die zu der ganzen Geschichte den historischen Grundstoff zusammengetragen, und von welcher solche Schilderungen nie anders als mit sorgfältiger Treue und mit herzlicher Theilnahme entworfen werden.

D. Herausg.

„ Die steile Anhöhe, auf deren äußerstem, scharfem Winkel die Burg Müllinen erbaut worden, war durch einen tief in den Fels gehauenen Burggraben von dem Berge selbst abgeschnitten, und aus den zu diesem Ende weggebrochenen Steinen hatte die Burg ihren Baustoff erhalten. “

„ Ein vierter Thurm war die Wohnung des Burgherrn; um denselben lag der mit festen Mauern umgebene Burghof, wo sich die gewöhnlichen Vorrathskammern, eine Capelle, die Stallungen der Pferde und die Wohnung aller männlichen Dienerschaft des Hauses befanden. “

„ Der Thurm selbst enthielt vier Geschoße. Das unterste hatte keinen äußern Eingang. Man stieg im Innern des Thurmes aus dem ersten Stockwerk in dasselbe herunter. Hier waren die Wein- und Vorrathskeller, ein tiefer Sodbrunnen, und ein Gefängniß für große Verbrecher. Kriegsgefangene lebten auf ihr Ehrenwort, die edlern im Wohnzimmer des Hausherrn, andere bey den Knechten im Burghof. “

„ Das Geschoß faßte eine große Küche in sich, die dem Ganzen zum Eingange diente. Die Thür derselben war 15 Fuß hoch über dem Schloßhof. Eine hölzerne Treppe war außen angebracht, um hineinzugelangen, und in Zeiten der Gefahr konnte man diese Treppe hinwegnehmen. “

„Die Küche war zugleich die geräumige Wohnung des weiblichen Hausgesindes, dessen Bettstellen in großen Wandschränken verborgen standen. Von hier führte eine schmale Wendeltreppe hinauf in das Wohnzimmer des Burgherrn und seiner Familie, welches gleichfalls den ganzen Geviertraum des Thurmes ausfüllte. Bey dem Eingange dazu stand ein ungeheurer Ofen mit geräumigen Stufen, und neben demselben das Ehebett des Burgherrn, dessen Himmel durch künstlich gewundene Säulen getragen wurde. An der Rückwand prangte das Wappen eines alten Burgbesizers, und seiner Gattin künstlich ausgeschnitten. Ein gewaltiges Deckbett von Eiderdunen, und zwey eben so stattliche Ohrenkissen füllten die Lagerstelle, und der Umschlag der Leintücher war mit breiten Spitzen besetzt; das ganze Bett aber merklich vom Boden aufgehöhht, und mit einem massiven, hölzernen Geländer umgeben, hatte unter seinen hohen Füßen eingeschoben ein niedriges Kollbett für unerwachsene Kinder. — In den beyden entgegengesetzten Winkeln des großen Gemachs waren Vorhänge angebracht, welche Alkoven bildeten, von denen der eine, das Nachtlager der Söhne, der andere, die Betten der Töchter des Hauses, anständig dem Auge entzogen.“

„Wenn man im Zimmer vorwärts schritt, so bemerkte man auf beyden Seiten desselben eine Folge glänzender nußbäumener Schränke, die ein Getäfel bildeten. Unten

an denselben waren fortlaufende Kasten angebracht, deren Deckel bequeme Bänke gewährten, und die sich weiter auch an den Fenstern herumzogen. In diesen Banktrögen und jenen Schränken wurden alle Geräthschaften der Bewohner des Zimmers aufbewahrt. Die kostbarsten Juwelen und die wichtigen Familienschriften jedoch lagen in einem hinten am Rücken eines Wandschranks verborgen, der Mauer eingefüaten, und mit eiserner Thüre verschlossenen Kioiset besonders sorgfältig aufgehoben. Ueber den Wandschränken herrschte fortlaufend eine breite Korinthische, die mit zinnernem Geschirr und einigen schönen silbernen oder vergoldeten Trinkgefäßen besetzt war, deren man sich bey außerordentlichen Gelegenheiten zu bedienen pflegte. "

„ In den Fenstern bildete die große Dicke der Mauer geräumige Cabinette. In einem derselben stand mit einer großen Schieferplatte bedeckt ein Tisch, auf welchem jedermann mit Kreide aufzeichnete, was er berechnen mußte, oder sonst sich zu merken vornahm. Dort war auch die Bücherey des Schlosses, weniger durch die Zahl als die Größe der Bände merkwürdig. Sie bestand aus einer Legende der Heiligen, einem Lehrbuche über die Pflichten der Ritterschaft, und einer deutschen Uebersetzung von Plutarchs Lebensgeschichten. Das letztere Werk lag an einer eisernen Kette befestigt, seitdem ein benachbarter Mönch den Versuch gemacht hatte, es zu

entwenden, um die dürftige Bibliothek seines Klosters damit zu bereichern. Bey einem andern Fenster sah man mehrere Spinnräder und Sticfrahmen aufgestellt; hier war das Versammlungsplätzchen der Frauen des Hauses, traulich und sehr gefällig.“

„Die obbemeldte Wendeltreppe führte ferner nun in das oberste Stockwerk hinauf, wo das Besuch- und Prunkzimmer war, welches man den Ritteraal zu nennen pflegte. Hier stand ein Kamin, der zum Braten eines Ochsen Raumes genug verschaffte. Den hohen Stürzel desselben trugen zwey Bildsäulen, von denen die eine sichtlich einen Sarazenen, die andere einen Johanniter Ritter vorstellte. An den hohen und weißen Wänden des Saals waren Panzer, Schilde und Helme zierlich und trophäenweise theils aufgehängt theils hingestellt. Hier sah man Rudigers Schwerdt, auf welches das Haus Müllinen so stolz war; dort hatte der gute Egbert zum immerwährenden Andenken einen Handschuh Kaiser Conrads, und die Schärpe seines unglücklichen Sohnes hinbefestigt, die er mit sich aus Italien gebracht hatte. Diese Waffengruppen wechselten mit großen Hirschgeweihen ab, an deren Enden die Lampen angebracht waren, die bey nächtlichen Gelagen den Saal erleuchteten. Jeder dieser Hirsche hatte seine eigene Geschichte, und Egbrecht erinnerte sich noch, in seiner ersten Jugend seinen Großvater gehört zu haben, wie er seinen graubärtigen Trink-

gefellen hinter einen Krüge Thalheimer oder Bresten-
 berger, mit innigem Wohlgefallen jeden Umstand der
 Jagd erzählte, in welcher dieser oder jener Hirschbock
 gefallen war. — Die zahlreichen hohen Fenster waren
 mit bunten Glasscheiben ausgeziert, denn als am Ende
 des vorigen Jahrhunderts der Rittersaal erneuert worden,
 hatte jeder benachbarte Anverwandte oder Freund des
 Besitzers nach altem Herkommen ein Fenster zur Haus-
 steuer geschenkt, welches mit seinem Wappen geziert,
 oder mit irgend einer merkwürdigen Geschichte der ältern
 oder neuern Zeit mehr bunt als kunstgerecht ausgeschmückt
 war. Hier schimmerten in großen Wappenschildern der
 Löwe von Habsburg und die Rose von Rapperschwyl,
 die Adlersflügel von Hallwyl und Baldegg, die Kauten
 der Freyherrn von Bonstetten, und die von einem Ritter
 von Luternau zuerst erstiegene Mauer von Antiochien,
 die sich seine Enkel zum Wappenbild gewählt haben.
 Dort sah man den Propheten Daniel in der Löwengrube,
 und in einem andern Fensterflügel zwey mit einem
 Drachen kämpfende Ritter. — Ein großer nußbaumener
 Tisch, der einer ansehnlichen Menge hungriger Gäste zum
 Kampfsplatz dienen konnte, stand auf künstlich geschnö-
 kelten Füßen in der Mitte des Saals. Zu den Zeiten
 des Wohlstandes der Burgherren war er oft der lärmende
 Versammlungspunkt des ganzen benachbarten Adels ge-
 wesen. Seit dem Hochzeitfeste des lezt verstorbenen Ritters
 aber trauerte er meistens leer und unbesucht. "

„ Ueber dem Rittersaale des Thurmes zuletzt saß der Wächter auf der Warte mit gewundenem Horn, und schaute von den Zinnen rings über das schöne Geländ, zu froher Verkündigung annähernder Gäste, oder zu weckendem Aufruf bey dem Erscheinen verdächtiger, Gefahr drohender Haufen. “

„ Also die kleine, wohlversehene Ritterburg des biedern Egbrechts! “ —

Rolph's Poesien.

Mein neues Werk! Manch Sinngedicht ist drin.
 „ Ich sehe nur Gedichte ohne Sinn? “

— 8.

Die Stimmen.

Viel Stimmen ertönen durch's menschliche Leben,
 Und hohe Gewalt ward den Stimmen gegeben.
 Sie rufen mit süßem mit ehernem Laut,
 Wie glücklich, wie elend, wer ihnen vertraut!

Sanft weilt's bey der Wiege mit süßem Gesange,
 Ein schmeichelnder Hauch auf der kindlichen Wange: —
 Die Stimme der Unschuld, wie lieblich sie singt!
 O wohl, wenn sie nimmer im Leben verklingt! —

Im Frühlinge tönt es bald laut und bald leise
 So süß und entzückend auf Nachtigall Weise,
 Ob oben vom Himmel, ob tief aus der Brust,
 Wer weiß es, wer ist sich es selber bewusst? —

Wie schwinden in weiter, in endloser Ferne
 Die friedlichen Kluren, die heimischen Sterne,
 Wie ist's in der Weite so fremd und so neu!
 „Im Busen nur bleibe der Heimath getreu!“

Das sind der Erinnerung befreundete Laute,
 Sie bleibt in der Weite des Herzens Vertraute,
 Sie lockt es zurück aus dem Lande so fern
 Und ziehet voran wie ein leitender Stern.

Verführung auch singt mit Sirenen, Gesänge,
 Ach horchst du, wie wird dir so wohl und so bange!
 Doch fliehe! verschliessest du Ohr nicht und Blick,
 So raubt sie dir tückisch dein Heil und dein Glück. —

Die Stimme der Ehre ruft eiserne Töne
 In's Leben der Menschen, das Große, das Schöne
 Sie fordert es kalt, und sie selbst ist der Preis,
 Kein Andros beweget das Herz von Eis. —

Viel kräftige Töne der Muth läßt erklingen;
 „Wie hoch das Ziel sey, ich helf' es erringen,
 Der Schwache wird stark, der Starke zum Gott,
 Ich kröne den Helden mit Sieg oder Tod!“ — —

Doch von allen den herrschenden Stimmen im Leben
 Ward höhere Kraft nur Einer gegeben,
 Die wohnt in des Menschen selbsteigener Brust,
 Noch keiner hat ihr zu entfliehen gewußt.

Wo weltliche Richter den Stab nicht brechen,
 Da tönt sie das heilige Urtheil zu sprechen,
 Sie bettet auf Dornen die Bosheit am Thron,
 Auf Rasen des Glends verkümmerten Sohn.

Ja, viele der Stimmen ertönen im Leben,
 Und hohe Gewalt ward den Stimmen gegeben,
 Sie rufen mit süßem, mit ehernem Laut,
 Wie glücklich, wie elend wer ihnen vertraut.

Gotte.

Hexameter und Pentameter.

Groß und muthig und frey, Hexameter, gleichst du
 dem Manne,

Und, Pentameter, du! kleiner, gebundner dem
 Weib.

Männer schreiten allein, mit Würde, heroisch durch's
 Leben,

Aber dem ängstlichen Weib ziemt es nicht ohne
 den Mann.

J. N. W y ß, der ältere.

Geahndete Bestimmung.

Ein Duzend Nüsse bot ich zweyen Knaben,
 Es waren goldne Nüsse, Weihnachtsgaben.
 „Die sollt ihr — sprach ich — eigen haben;
 Und braucht sie nach Gefallen frey!“ —

Karl schlug sein Theilchen rasch entzwey:
 „Da giebt's was herrliches zu naschen,
 Gleich wolten wir den Kern erhaschen!“ —
 Doch Fritz besah den schönen Glanz,
 Und ließ die feinen staunend ganz.

„Hm! — dacht' ich — ein bedeutsam Treiben! —
 Karl dürfte bey der Prosa bleiben,
 Und Fritz dereinst wohl Verse schreiben.“

J. N. W y ß , der jüngere.

Die Jungfrau.

Kennst du das Thal in Felsenschatten,
In Waldung tief versteckt? —
Die grünen blumenreichen Matten,
Von Heerden froh bedeckt?

Hörst du das donnerartige Brausen? —
Auf selbstgebahntem Pfad
Stürzt sich der Bach mit wildem Sausen
Hernieder früh und spät.

Hoch ob den grauen Felsenstücken,
Im silberweißen Kleid
Erscheint, den Wandrer zu entzücken,
Der Jungfrau Herrlichkeit.

Das Haupt von Aetheralanz umflossen,
Von Himmelsluft umweht,
Im Kreis von eisigen Kolossen,
Estrahlt über sie erhöht.

Obwohl von Sehnsucht hingerissen
 Der Wandrer heiß entbrennt,
 Kaum des Gewandes Saum zu küssen
 Ward Sterblichen vergönnt.

Nur Phoëbus goldner Strahl berührt
 Die Stirn mit reinem Kuß.
 Nur ihm, dem Göttlichen, gebührt
 Der zarte Morgenruß.

Darum wenn von den lichten Höhen
 Er seine Rosse lenkt,
 Könnt ihr sie hold erröthen sehen
 Bis er in's Meer sich senkt.

Gotte.

Das Vaterland. C

Ein Kaufmann reiste weit umher,
 Zu Lande bald und bald zu Meer,
 Daß er das Glück bey'm Nocke fasse.
 „Ey suchst du nie dein Vaterland?“
 Frug ihn ein Freund, der ihn zu Canton fand.
 Der Kaufmann wies auf seine Kasse:
 „Die — sprach er — ist mein Vaterland.“

L. N. Wyß, der ältere.

Die Schifferin.

„Was plätschert da draussen im See so spät?
Lieb Töchterchen sieh doch zu!“ — —

„Es ist Nachbars Ente, die schwadern *) geht;
Schlaf Mütterchen, schlaf in Ruh!“

„Was rauschet im Wasser so heftig, so laut?
Ach Töchterchen mir ist bang!“ — —

„Wohl schwemmt ein Bauer sein Kößlein traut;
Schlaf Mütterchen süß und lang!“

„Das brauset ja schaurig wie Sturmeseewuth;
Horch, Töchterchen, Nothgeschrey!“ — —

„Es singt und rudert ein Fischer gut;
Schlaf Mütterchen sorgenfrey!“

*) Mit Geräusch sich bewegen, zumal im Wasser.
Vielleicht ein schweizerisches Provinzialwort,
aber die Wurzel von Geschwader.

„O Jammer, o Wehe! nun muß ich hinaus,
 Nun bricht mir mein armes Herz!“ —
 Sie ruft's und fliehet hinab vom Haus,
 Die Mutter, voll Angst und Schmerz.

Und still zu des Ufers beschilftem Rand
 Treibt tott sich ein Leib heran;
 Da lieat er blaß in dem schwarzen Sand,
 „Barmherziger Gott, mein Mann!“ —

„Nun Lächterchen, will ich dir schlafen, nun!
 Will schlafen die ganze Nacht!
 Will lang und süß und in Freuden ruh'n,
 Den Schlaf, der nie erwacht!“ —

L. R. W y ß , der jüngere.

G r a b l i e d
a u f
e i n e n G ä r t n e r.

Früh im Thau, im Mittagsstrahl, im Regen
Grubest du die Erde, einzulegen
Was des ersten Gärtners Finger schuf.
Deine Sämchen, deine zarten Pflanzen
Wachsen in den großen Plan des Ganzen,
Schön erfüllend ihres Seyn's Beruf.

In der Allmacht schaffenden Gebieten
Schufst du mit; da nahmen deine Blüthen,
Deine Früchte ihre Stellen ein.
Durch des Lebens oft so dürre Heide
Wußtest du Erquickung, Nahrung, Freude
Auf den Pfad des Wanderers zu streu'n.

Glücklicher, und freyer und gesünder
 Wuchs um dich der Menschheit Blüthe; Kinder
 Pfückten Blümchen, Frohsinn, Heiterkeit,
 Segen Kraft — in spätern schwülen Tagen,
 Ihres Daseyns Pilgerlast zu tragen,
 Menschlicher dem Menschenwohl geweiht.

Sieh der Jugend Feste, Reigen, Tänze
 Vor dein Fleiß die Blumen, schlang die Kränze,
 Flocht die Myrthen der entzückten Braut.
 Keiner Unschuld, welk im Lenz der Jahre;
 Legtest du die Kronen auf die Bahre,
 Die mit ihrem Engel sie getraut.

Angeheftet unter keuschen Küssen
 Prangten deine fühlenden Narcissen
 Vormalß auf des freyen Jünglings Brust.
 Deine Rosen, unsers Zustands Bilder,
 Blüthen selbst in Vaterhänden milder
 Theurer Herrscher, ihrer Völker Lust *).

*) Am Ostermontage, wenn sich die Bernersche Regierung dem Volke zeigte, trugen deren Glieder nicht selten einfache Rosen in der Hand.

Liebevoll mit deines Fruchtbaums Gaben
 Lohnte mild die Mutterhand den Knaben
 Für des Tages angestrengten Fleiß,
 Deine Traube labete den Kranken,
 Und erquickt durch Blumenbeete wanken
 Sahst du oft im Abendstrahl den Greis.

Deine Farben lächelten dem Gramme,
 Deine Kräuter träufelten Balsame
 Für den Körper, für's zerschlagne Herz,
 Zogen in der Ketterhand des Weisen,
 Manchen Guten ab von Gruftgeleisen,
 Und besiegten tiefer Wunden Schmerz.

Jetzt graben wir für dich die Erde,
 Daß in ihr dein Leib zum Saamkorn werde,
 Dem die Blum' — Unsterblichkeit — entblüht.
 Sein, gepflanzt in der Gottheit Garten,
 Wird nun selbst der große Gärtner warten,
 Der dich für die Ewigkeit erzieht.

Dich wird nicht des Marmors Lüge drücken;
 Muß sie doch so oft das Laster schmücken,
 Und die Wuth, die Gottes Welt verheert.
 Du zerstörtest nicht, dein Werk war Bauen;
 O! wir übergeben mit Vertrauen
 Dich der Erde, die dich dankbar ehrt.

Ueber dir wird manches Blümchen sprossen,
 Sonder Pflege, lieblich aufgeschossen,
 Holde, freye Kinder der Natur.
 Du, als noch im Leben, wirst sie nähren,
 Bis auch du zu ewig blüh'nden Sphären
 Herrlicher entsteigst dieser Flur.

Was wir jetzt in Gottes Garten säen,
 Wird zur Amaranthe *) dann erstehen;
 Schlummre friedlich, bis die Decke springt.
 Jede Saat zur Freude deiner Brüder
 Reist dir selbst einst hundertfältig wieder,
 Wenn der Schöpfung Frühling sich verjüngt.

J. N. W y ß, der ältere.

*) Amaranthe heißt verdeutschet: die Unverwelkliche,
 die Unsterbliche.

'S Werchtischli *).

Ein Hochzeitgeschenk an Kunigunde.

Im Züricher Dialekt.

'S Werchtischli säit:

Chilngely, lueg mi au a mit diine liebe - n - Auge,
Möcht Di nu grüeze - n - und öpvis echli i Gründlikeit
spräche.

*) Wir bleiben bey unserer Vorsatz, hin und wieder in den Alysrosen Stücke von Poesie in Schweizer Dialekten mitzutheilen; wenn gleich einige Leser sich nicht so recht darein finden können. Seit Hebel's Allemannischen Gedichten ist wohl ausgemacht, daß manches Schöne und wahrhaft Poetische dem Provinzial-Ausdrucke anhängt, und allerdings verdient in demselben aufgesucht zu werden. Man wird hoffentlich in dem vorliegenden, so naiven und traulichen Stücke, dergleichen genug entdecken, um seine Ausnahme zu billigen. D. Herausg.

'S Chüngeli säit:

Hätt' i nu besser der Zitt! Gsehst nüd, grad hüt
ha-n-i Hochsia?

Doch, wenn d' wäidli machst, so will i der Iose. Was
häst denn?

5. Und wohar chunnst wohl? Und mueß es grad ebe-n-uf
hüt sy?

'S Werchtischli säit:

Wo-n-i harchömm, selb cha der eso grad ane nüd
säge;

Bist so ungmertig nüd; und 's cha nüd lang währe,
se findsch es.

Gimel vu-n-öpperem chumm i, daß d'cheunst scho lang
und daß d' lieb bist,

Und daß meynt, de söttisch es glaupe-n-und au
echli lieb ha;

10. Selb cha der säge. Rath jez mira! De wirsch es
wohl treffe. —

Daß i hüt chumme, verziib mer; i ha 's mit Sliiß
eso igricht;

Nüd daß i meynt, de söttist just jezt a d' Werchete
sime;

Näi, verstand mi wohl; ich weiß der Unterscheid;'
mache-n-

I der Zitt; i möcht di nüd b'läßige-n-und i bi höffi.

15. Seyg' i noh se hötzi, — se wurd's mi i d' Seel iine
schäme

Dir dii hütige Freud es Augenblickli z' verderbe.
Nei, cunträr! I führe — n — im Sinn, wenns mir neime
will arathe,

Diiner Freude Zahl doch au um eini noch z' mehre;
Eha si vu de große müd sy, de zellsch mer si einist

20. I diim guete Herze, — n — und nimmsch es se grüßeli
gua müd.

'S Chüngeru säit:

Fryli, 's ist wohl dem eso; doch wett i lieber de
miechisch 's

Chürzer echlii. De schwäzisch mir z' lang; i mueß zu
de Lüüte.

'S Werchtischli säit:

Ja, de häst recht; 's ist wahr; doch gsehst, i
mueß der 's nu säge:

Dee, wo mi schiekt, häd en Huuse Züüg und Sache
mer uusträit,

25. Daß der sött säge. I ha — n — em wohl agmerkt,
's Herz ist em groß gh,

Neime, wie wenn er müßt Abscheid neh vu der für
lang und für äißter,

Und dann altet er storch, und wird afange — n — au
gschwäzig.

'S Chüngely säit:

Zieh 's echli zäme-n-is Churz, se will i der
einist noch lose.

'S Werchtischli säit:

Nu se will i 's probiere. -n- I merke, 's ist
wie-n-er mer gsäit häd:

30. Du seygst-fründli und guet, i häng mi feiß Bißeli
z'schüüche

Zue der z' cho; de werdist mer gwüß es Winkeli
gunne. —

I dieß heimlichst Stübli, is Gmächli, wo d' schlafft
will mi schicke.

Gsehst, i bi der se still und se treu, i verrathe feiß
Bißli.

Wahr isch's — gäll i darfs säge? — -n-am liebste wär
i näch by der.

35. Und i meine für gwüß, diß Mannli wurd mer nüd
scheeche,

Wenn d' mer scho echli Liebi erzeigst; i verschla-n-ent
feiß Blätzli.

'S Chüngely säit:

Heb fei Chumber für das! Er ist der se gschiit und
se-n-artig.

'S Werchtischli säit:

'S fehlt mir nüd, gseh-n-i; am rechte-n- Det
bi-n-i, und 's freut vu Herze.

Gält, de wottist vil by mer zue sy und nebet mer
sitz?

40. Nüd zum Schwäze; -n-i schwäze nu hüt und mii
Lebtig dänn nümme;

Aber winke wilt i der tägli se fründli. De glaubst nüd,
Wie-n-i der d' Zitt se churz wilt mache-n- und d'
Etunde se heiter. —

Gueg, de machst, wills Gott! dänn bald eso artige
Sächli —

Chäppli, Schlüttli, Strümpfli, und zarti Windle-n-
und Brüechli.

45. D, die wilt der se suuber und nett all Abig verwahre,
Bis d' e ganzes Bilgli mit stille herzliche Freude
Chast bitrachte-n- im Schubrüeckli da, am Morge, wenn
d' 's usziehst.

'S ist mer au gsäit, de häigist vu Juged uuf äifster
im Bruuch gha,

Das d' meh sinnist und denkist, als d' schwähist; mach
's Du e so wiiter!

50. Gueg, i schick mi se wohl zu dem; wil d' nebet
mer sitzist;

Wil d' mit zartem Fingerli werchist, so walte d'
Gidanke

U 's Vergange, -n-a 's Jetztig, a 's Künftig i der,
und wiisli

Ziehst us Allem e gueti Gpfändig, e Lehr für diis Lebe
Und en fröhliche Mueth für alles, was der jiez obliit. —

55. Deppedie chunt diis Mannli denn zue der, ge
luege, was d' machist,

Schlüüft di in'n Arm, und säit: „wie bist Du se
flüüsig, miis Herzi!

I bi 's währli au gsu; es gahz mer alles se hurtig,

Sit du miü bist. — Jest ha - n - i der Zitt; witt, das
i der lesi? "

Druuf, so langst us em Trüeckli e Lehrriichs Büecheli füre;

60. Weiß für gwüß, das d' jest au alliwiil derigi
drinn häst.

Chüngely! mach 's jest eso; i weiß, es wird di nüü
greue!

'S Chüngely säit:

'S bliibt derby! Gang jest i's Strübli! Se bald
i denn neime der Zitt ha,

Chunni i zue der, und will 's probiere, - n - öb 's wahr
sen, was d' gsäit häst.

Wort = Erklärungen.

Anmerk. Das doppelte *i* bezeichnet Verlängerung des Tones, fast wie *y*.

⊗ Werchtischli säit, das Arbeit, Tischchen sagt, spricht.

Vers 1. au, auch.

- 2. Deyvis echli, etwas weniges.
- 3. Hochsia, Hochzeit.
- 4. wäidli, Adverb. hurtig, schnell, daß es wenig Zeit braucht.
- 5. hüt, heute.
- 7. unmerkig, nicht leicht merkend, stumpfsinnig. Gmerkig ist dem Züricher, verständig, feinsinnig; unmerkig das Gegentheil.
- 9. söttisch' es, solltest es.
- 10. mira, meinhalt, meinetwegen.
- 12. d' Werchete, die Arbeit, von werche (werken) arbeiten.
- 17. u. 61. neime, irrend. — In Vers 26 aber: als, auf die Weise, wie.
- 19. einist, nichts destoweniger, dennoch. (Sonst auch einst, wie aber in diesen Versen es nirgends vorkommt).
- 20. grüseli, Diminutiv von grausam, also grausamlich. Grüüseli braucht aber der Züricher ohne Unterschied für sehr; man hört ihn sogar grüüseli schön sagen.
gna, genau. (Du nimmst es nicht so sehr genau).
- 21. miechisch's, du machtest es. (Doch wetti — echli, doch wollte ich lieber, du machtest es ein wenig kürzer).
- 26. äißter, immer.

Verß 31. gunne, gönnen.

- 34. näch, nahe, ganz nahe.
 - 35. scheeche, scheel sehen.
 - 39. Gäll, gelt? nicht wahr?
 - — wottist, wilst; ohne Unterschied wird auch witt so gebraucht.
 - 40. nümme, nicht mehr, nie mehr.
 - 44. Schlüttli, Diminutiv von Schlutte, eine in Zürich allgemeine Benennung, eines den Oberleib bedeckenden, weiten, mit Ermeln versehenen Kleidungsstücks, dessen sich im Bette Liegende bedienen. Daher Nachtschlutte. Das Schlüttli ist das allgemeine Gewand der Wiegenkinder. Ich weiß keinen deutschen Namen dafür. An manchen Orten heißt es Ermel ohne weiter. — Dieser Idiotismus ist Stalder entgangen.
 - — Brüechli, Dimin. von Bruch, Bruech, ein Leintuch, das bey dem Baden um die Hüfte gebunden wird. Bey Kero Pruah, bey Isidor Brucha, Femoralia. Das Brüechli ist ein in Zürich bey allen Wiegenkindern gebräuchliches um den Leib gewundenes Leintuch, etwas kleiner als die Windel, unter der es dem Kinde angewunden wird.
 - 45. Abig, Abend. All Abig, alle Abende.
 - 46. Biigli, Dim. von Biig, Schicht, Lage; also kleine Schicht.
 - 47. Schubrückli, kleine Schublade. Kleinere Baden, Schwachteln, u. s. f. heißen in Zürich Trucken. In Schwaben, Truhe, Druhe. Daher Trückli.
 - 49. witter, weiter, immerhin.
 - 50. u. 51. wil, während, indessen.
 - 55. Deypedie, mitunter, einmal.
-

E i n G a n g

durch das Museum der vaterländischen
Naturgeschichte in Bern.

Unter den mannigfaltigen Gegenständen der Beobachtung und Bewunderung, welche unsere Schweiz in ihrem kleinen Umfange darbietet, wodurch so viele Reisende aus allen europäischen Ländern alljährlich herbengelockt werden, ist ihr Reichthum an seltenen, zum Theil eigenthümlichen Produkten aus allen drey Reichen der Natur gewiß keiner der unwichtigsten und uninteressantesten. Und gleichwohl kann gerade von diesen Gegenständen der Reisende, selbst der, welcher sie zum Hauptzweck seiner Reise macht, auf seinen Wanderungen durch unser Land nur wenig erblicken. Das Seltene, Eigenthümliche, was er zu sehen hofft, was er zu untersuchen wünscht, verbirgt sich vor ihm in den unwegsamen, unzugänglichen Einöden der Gebirge, wo nur der Zufall

es dann und wann dem beherzten, unermüdeten Verfolger des flüchtigen Gemshieres, oder dem einsamen Hirten der Alpen in den Weg führt; vieles andere, weniger seltene, bekömmert er nicht zu sehen, weil er den Zeitpunkt verfehlt, wann es zu sehen wäre, oder den Ort nicht zu finden weiß, wo es sich gerne zeigt. Selbst die inländischen Naturforscher, die durch alljährlich wiederholte Wanderungen, durch mehrtägigen, wochenlangen Aufenthalt in den interessantesten Gegenden die eigene Ansicht oder das Auffinden eines merkwürdigen Naturgegenstandes gleichsam zu erzwingen trachten, die überdieß Jäger und Hirten, Jung und Alt auf mancherley Weise und durch mancherley Mittel für sich in Thätigkeit setzen, verfehlen oft ihres Zweckes und finden nicht, was sie suchen; oder erst nach Jahre lang vergeblichem Suchen, spielt endlich einmal ein glücklicher Zufall es in ihre Hände.

Wie willkommen muß es daher nicht jedem Reisenden, den die naturhistorische Seite der Schweiz auch nur einigermaßen interessirt, und wie erfreulich besonders dem eigentlichen Forscher und Liebhaber der Natur seyn, einen Mittelpunkt zu finden, wo er, wenn auch nicht alles, doch das meiste und merkwürdigste, was dieses Land in allen drey Naturreichen aufzuweisen hat, in zweckmäßiger und gefälliger Ordnung nebeneinander aufgestellt, sehen, beobachten und vergleichen kann?

Ein solcher Vereinigungspunkt aller merkwürdigen Naturprodukte der Schweiz soll das Museum in Bern seyn, und ist es in einzelnen Fächern jetzt schon wirklich. Was es in andern Fächern noch nicht ist, wird es bey der gemeinnützigen Thätigkeit seiner Vorsteher, die in der Liberalität der Stadtregierung und in der Theilnahme mancher Partikularen sich einer kräftigen Unterstützung ihrer Sorgfalt und Bemühung zu erfreuen haben, gewiß nach und nach immer mehr werden.

Oeffentliche Naturalienkabinette, wie die zu London, Wien, Madrid, Peterssburg, Coppenhagen und in vielen andern Städten, haben bey einer sehr bedingten Benutzung vielleicht der Wissenschaft und einzelnen Naturforschern bey weitem noch nicht so viel genützt, als es nach dem Zweck, den alle öffentliche Sammlungen eigentlich haben sollten, hätte geschehen müssen, vielweniger aber den Ländern selbst und ihren Einwohnern. Und doch sollten sie eben für diese zunächst durch Entdeckung und Bekanntmachung ungekannter, vernachlässigter, unbenutzter, wichtiger Produkte in Hinsicht auf Erleichterung oder Erweiterung der Gewerbe, Fabriken, Manufakturen und Künste auf vielartige Weise wohlthätig werden!

Ben der Art und Weise, wie das Museum in Bern für jedermann zu Anschauung, Belehrung und Benutzung dargeboten wird, ist dieser wahrhaft landesväterliche Zweck der Stadtregierung Berns unverkennbar, und in

dieser Hinsicht kann es als eigentliche vaterländische, nützliche Unterrichtsanstalt gelten. Wir sehen in den Stunden, da das Museum geöffnet wird, Personen aus allen Ständen und von jedem Alter und Geschlecht, besonders die wißbegierige Jugend und das Landvolk, schaaarenweise hineinströmen. An großen Markttagen ist die große, schöne Gallerie gewöhnlich mit einigen hundert Menschen anaefüllt, und nicht selten ist der Zulauf der Landleute so groß, daß der geräumige Saal sie nicht alle auf einmal zu fassen vermag, so daß durch Wachen ein dichter Haufen vor dem Eingange zurückgehalten werden muß, bis der Saal sich von Zeit zu Zeit wieder ausgeleert hat. Die Aufseher machen es sich zur angenehmen Pflicht die vielfältigen Fragen der Wißbegierigen mit aller Humanität und Popularität zu beantworten, wobey sie die Gelegenheit, Ueberaluben und schädliche Vorurtheile auszurotten, irrige Begriffe zu berichtigen und den Saamen nützlicher Kenntnisse auszustreuen, nie aus den Händen lassen. Nicht selten fällt ein Korn auf guten Boden, wo es gedeihet. Schon bey manchem jungen Menschen wurde bey solchem Anlaß die schlafende Neigung zur vaterländischen Naturgeschichte geweckt, erhielt der Beobachtungsgeist die erste Anregung oder eine besondere Richtung auf diesen oder jenen Gegenstand, woraus schon manches erfreuliche Resultat für die Erweiterung der Kenntniß unserer vaterländischen Natur hervorgegangen ist.

Wir schmeicheln uns von den geneigten Lesern und Leserinnen der Alpenrosen, besonders denen, die uns früher nicht ohne einiges Vergnügen auf unsern Wanderungen über die Gebirge zu folgen schienen, nicht unfreundlich abgewiesen zu werden, wenn wir sie einladen, dießmal uns auf einem Gange durch unser vaterländisches Museum zu begleiten, und den merkwürdigsten Gegenständen der hier aufgestellten Sammlungen eine kurze Aufmerksamkeit zu schenken. Wir werden uns mit unsern Bemerkungen bloß auf das Seltene beschränken, und dadurch manches nachholen, was wir bey Gelegenheit jener Wanderungen hätten anführen können, wenn wir nicht gefürchtet hätten, dadurch die Schilderungen der Gegenden, durch welche wir damals unsere Leser führten, allzusehr unterbrechen zu müssen.

Doch zur Sache! Die Thüren öffnen sich, und wir treten ein in die Gallerie, wo die zahlreiche Schaar des leichten Geflügels, familienweise gruppiert vor allem andern unsere Augen auf sich zieht. Es sey mir erlaubt, über diese interessante Classe unserer Thierwelt eine allgemeine Betrachtung vorauszuschicken. Wenn ich Ihnen, meine schönen Begleiterinnen! die Versicherung gebe, daß sich in dieser langen, bunten Reihe kein einziges Geschöpf befindet, das nicht schweizerisch wäre, so werden Sie sich mit Recht verwundern, hier die Vögel von ganz Europa, des südlichen wie des nördlichen fast alle bey

einander anzutreffen. Ihre Verwunderung wird aber aufhören, wenn Sie bedenken, einerseits: daß dieses flüchtige Volk es vor allen Thieren voraus hat, weniger an seinen Geburtsort gefesselt zu seyn, und daß es vermittelt seiner Geschicklichkeit und Leichtigkeit sich durch die Lüfte zu schwingen, von der Natur den beneidenswerthen Vorzug erhalten hat, in kurzer Zeit und ohne große Anstrengung längere oder kürzere Reisen über die Oberfläche der Erde anstellen zu können; andererseits aber: daß unsere liebe Schweiz alle Climate unsers Erdtheils, von der erstarrenden Kälte des höchsten Nordens bis zu der Südhize des untern Italiens, und alle Verschiedenheiten des Bodens in seinem kleinen Umfange vereiniget. Nehmen Sie hiezu noch den Umstand, daß unsere Schweiz so viele größere und kleinere Seen, die im Winter zum Theil selten, größtentheils aber gar nicht mit Eis belegt werden, und ausserdem, trotz den fortgesetzten Bemühungen des Austrocknens und Urbarmachens, dennoch so manche ausgedehnte Sumpf, oder Moosfläche enthält, so wird es Ihnen klar seyn, warum es vornämlich so viele nordische Sumpf, und Wasservögel sind, welche die Reihe der Schweizervögel verlängern.

Wir können die Vögel in Hinsicht ihres Aufenthalts in der Schweiz unter fünf Abtheilungen bringen. Viele verlassen nie unser Land, und werden zu allen Jahres,

zeiten angetroffen, wiewohl nicht zu allen Jahreszeiten in den gleichen Gegenden, indem sie theils nach der Veränderung der Temperatur, theils nach dem Bedürfnis der Nahrung genöthiget sind ihren Standort von Zeit zu Zeit zu verändern. So sehen wir manche Vögel im Sommer nirgends anders, als auf den hohen Alpen, die im Winter hingegen sich in die Thäler und ebneren Gegenden herablassen. Sehr viele andere Vögel, und dieß sind meistens Insektenfresser, sind nur während des Sommers in unserm Lande, wo sie nisten, brüten und ihre Jungen erziehen, um im Herbst mit ihnen früher oder später uns zu verlassen, und in wärmern Gegenden zu überwintern. Dagegen erscheinen mit dem Eintritt der rauhern Jahreszeit viele andere, meistens Wasservögel, als Enten, Taucher u. dgl., aus nördlichen Regionen, um auf unsern Seen und Sümpfen den Winter zuzubringen. Unter diesen kommen viele Arten bestimmt alle Jahre, andere aber nicht so regelmäßig, und einige nur als ganz ungewöhnliche und außerordentliche Gäste. Die meisten von diesen betragen sich völlig nur als Fremdlinge in unserm Lande, ohne sich je heimisch anzusetzeln. Noch weit mehrere, und dieß sind meistens Sumpfvögel, reisen nur durch die Schweiz. Sie verlassen im Herbst ihre eigentliche Heimath in nördlichen Gegenden und nehmen ihren Weg durch unser Land, wo sie sich nur eine kurze Zeit aufhalten, um dann ihre Reise nach wärmern Ländern noch weiter südlich oder westlich fort-

zusehen. Diese sehen wir, wiewohl in weniger zahlreichen und weniger regelmässigen Zügen im Frühjahr zurückkehren und wiederum ihrer Heimath zu eilen. Endlich giebt es noch eine Abtheilung von Vögeln, die durch eigene und verschiedene Lokalumstände aus ihrer Heimath verschleucht, und durch den Zufall verschlagen, seltner in zahlreichen Schaaren, gewöhnlich nur vereinzelt, auch in der Schweiz dann und wann als ganz ungewöhnliche Fremdlinge vorkommen. Zu diesen letztern gehört unter andern ein ganz kleines Vögelchen unserer Sammlung, kaum so groß als unsere gemeine Fensterschwalbe und von schwarzgrauer Farbe; ein Vögelchen, das man gewöhnlich mitten auf dem Meere, und oft sehr weit von allem Lande entfernt antrifft, wo es sehr behende über die Wogen hinfährt und fliegt, und sich von kleinen Fischen, Seegewürm u. dgl. nährt. Wenn es schaarenweise den Schiffen nachfliegt, und sich auf den Masten und Segelstangen niederläßt, halten die Seefahrer es für den Vorboten eines nahen Sturmes, daher es auch den Namen des Sturmvogels (*Procellaria pelagica*) führt. Heftige und langanhaltende Stürme sind vermuthlich auch die Ursache, daß sich bisweilen einzelne dieser Vögel tief in das Land hinein verfliegen, und so ist er auch schon einigemal in der Schweiz, namentlich auf dem Genfer- und dem Bodens-See angetroffen worden.

Deftter als dieser, aber auch immer noch äußerst

selten, zeigte sich der sonderbar große Pelekan
 (*Pelecanus onocrotalus*) auf unsern Seen, wovon
 unser Museum nur ein junges, noch nicht ausgewachsenes
 und ausgefedertes Individuum besitzt. Es ist nicht viel
 größer als eine große Gans, und hat noch ganz sein
 grauweißes Jugendkleid, da hingegen die alten den
 Schwanz an Größe übertreffen, und ein schönes fleisch-
 farbiges oder lichtrosenrothes Gefieder haben. Die
 nächste Heimath dieses ausserdem sehr weit auf der
 Erde verbreiteten Vogels sind die Gegenden der Unter-
 Donau und des schwarzen Meeres, der Archipel und
 das mittelländische Meer. Ausser mehrern einzelnen, die
 zu verschiedenen Zeiten auf einigen unserer Seen ange-
 troffen wurden, erschienen im Jahr 1768 mitten im
 Sommer miteinander 130 Stück dieser Art, — die nach
 der Versicherung der Augenzeugen, von Süden her über
 die Alpenkette in hohem Fluge anlangten, und sich in
 der Nähe der Stadt Lindau in dem See niederliessen.
 Nach vielen vergeblichen Schüssen unter diese Schaar,
 gelang es endlich einen zu verwunden und lebend zu
 fangen, der hierauf in mehrern Städten der Schweiz
 gezeigt wurde. So sahen wir auch hier in Bern im
 Sommer 1806 einen ähnlichen Vogel, der bey Fufach
 auf dem Bodensee flügelstumm geschossen und hierauf in
 einem Fischergarn gefangen worden war. Die Erschei-
 nung dieser Vögel in unserm Lande, zu einer sonst für
 die Wanderungen der Vögel so ungewöhnlichen Zeit,

läßt auf ganz besondere, zufällige Lokalursachen schließen, welche diese Thiere aus ihrer Heimath vertrieben haben müssen. Vielleicht war es bey jener großen Schaar vom Jahr 1768 der damals ausgebrochene Türkenkrieg, der die durch den Kanonendonner erschreckten Melekane des Archipels zu dieser Emigration veranlaßte.

Auf eine ähnliche Vermuthung könnte auch die ganz ungewöhnliche und fast beispiellose Erscheinung eines andern Vogels unserer Sammlung leiten, des schönen rothen Flammants (*Phoenicopterus ruber*), dessen gewöhnlicher Sommeraufenthalt die Seegegenden des südlichsten Europens, besonders die Inseln des mittelländischen Meeres sind, wo sie in langen Reihen, wie in geschlossenen Gliedern, am Strande des seichten Meeres gravitatisch langsam einherstreiten, und mittelst eines seltsamen Manövers, in dem sie den langen Hals rückwärts umdrehen, mit dem beweglichen Oberkiefer ihres sonderbar geformten Schnabels die Conchylien, die ihnen zur Speise dienen, aus dem seichten Gewässer gleichsam einschaufeln. Der einzige bisher in der Schweiz, nach zuverlässigen Nachrichten, vorgekommene Vogel dieser Art, wurde im Sommer 1793 auf dem Neuenburger See, unweit Grandson, nach einer leichten Verwundung in den Flügel, lebendig ergriffen. Seine Erscheinung fiel gerade acht bis zehn Tage nach einer heftigen Kanonade, die zwischen der englischen und französischen Flotte auf

der Höhe von Genua statt gehabt hatte, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß hierdurch jener Flamant aus dortiger Gegend verschreckt worden war. Die in den letzten kriegerischen Zeiten häufig gemachte Bemerkung, daß in Gegenden, wo das Schlachtgetümmel gewüthet oder das Belagerungsgeschüße gedonnert hatte, noch lange hernach kein Vogel mehr gesehen wurde, scheint diese Vermuthung zu bestätigen.

Wir wenden uns von dem Flamant zu einer andern, noch größern, und wohl der größten Seltenheit unseres Cabinets, die, so viel man weiß, überhaupt in Europa bis jetzt nur viermal, nämlich, außer der unriegen, einmal in Frankreich, einmal in England und neuerlich in der Gegend von Darmstadt vorgekommen ist. Dieß ist der sogenannte Läufer (Cursorius isabellinus Meyeri, Buffons Conrevite). Er wurde im Jahr 1781 bey Yverdon am Strande des Sees, wo er mit der größten Schnelligkeit umherlief, geschossen. Auch die erfahrensten Moosjäger hatten nie seines Gleichen gesehen. Seine Naturgeschichte, so wie sein eigentliches Vaterland, ist noch zur Zeit den Ornithologen völlig unbekannt.

Unter mehreren seltenen Gästen, die dann und wann aus dem äußersten Norden zu uns in die Schweiz kommen, um auf unsern Seen zu überwintern, begnügen wir uns nur den arctischen Seetaucher

(*Colymbus arcticus*) anzuführen, der sich in der Reihe der Wasservögel unserer Sammlung vor allen andern durch die zierlich schöne Zeichnung seines Gefieders auszeichnet. Sein Kopf und Hinterhals sind aschgrau, an der Kehle steht ein weißer, schwarzgestreifter Fleck, die Seiten des Halses sind weiß, mit herablaufenden schwarzen Strichen, der ganze Vorderhals aber ist schön violett; der Rücken und die Flügel sind dunkelschwarz mit äußerst regelmäßig geordneten, viereckigen und runden Flecken vom reinsten Weiß, die Seiten der weißen Brust schwarz gestreift. Der ganze Vogel ist von der Größe einer mittelmäßigen Gans, hat einen starken, spizigen Schnabel, und das mit allen Taucher-Vögeln gemein, daß die Füße ganz nach hinten gestellt sind, und daher den Schwerpunkt des Körpers schlecht unterstützen, weswegen diese Vögel auf dem Lande gar nicht gehen und stehen können, sondern immer auf dem Bauche liegend, mit hinterwärts, wie beim Schwimmen ausgestreckten Füßen, und mit den Flügeln nachhelfend, fortrutschen. Der arctische Seetaucher, von der beschriebenen Farbenzeichnung, ist ein alter Vogel, und wie gesagt, eine äußerst seltene Erscheinung in der Schweiz, da hingegen jüngere Vögel dieser Art, die aber ganz anders aussehen, jeden Winter häufig auf allen unsern Seen vorkommen, wo sie nicht selten, indem sie nach einem am Angel zappelnden Fisch schnappen, selbst daran hängen bleiben und so lebend gefangen werden.

Die Verschiedenheit in der Farbe des Gefieders zwischen jungen und alten Vögeln, die überhaupt bey den Sumpfs- und Wasservögeln ausserordentlich groß ist, kann schwerlich bey irgend einer andern Art auffallender seyn, als bey dieser, weswegen auch der alte und der junge See- taucher noch vor kurzem für zwey ganz verschiedene Arten gehalten wurden, von welchen der Junge unter dem Namen des Inmiers oder des großen Meerrachens an unsern Seen überall bekannt ist. Warum die jungen Vögel dieser und einiger andern Arten uns regelmäßig alle Winter in Menge besuchen, die alten aber nur ungewöhnliche, höchst seltene Erscheinungen sind, läßt sich nicht mit völliger Gewißheit angeben. Vielleicht gelangen diese Vögel erst nach einer gewissen Reihe von Jahren zu derjenigen Abhärtung des Körpers, die es ihnen möglich macht dem strengen Winter der arctischen Region widerstehen zu können, so daß sie bis zu diesem Zeitpunkte genöthigt sind, mildere Himmelsstriche aufzusuchen.

Doch wir verlassen diese fremden Gäste, und eilen zu andern Reihen unsers Cabinets, wo mehrere der eigentlichen Bewohner unsers Landes, und vorzüglich der Alpenbewohner uns noch mehr interessiren werden. Lassen Sie uns vor allen übrigen bey der merkwürdigen Familie der Raubvögel verweilen, an welchen unsere Berge und Wälder nicht arm sind. Mit Recht steht hier oben an der mächtige, gefürchtete Tyrann des Hochgebirges, der

große Lämmer, oder Bartgeyer (der bärtige Generadler, *Gypaëtus barbatus*). Er verdiente König der Vögel zu heißen, wenn nicht sein Nachbar, der früher gekannte Adler, schon von uralten Zeiten her im Besitz dieses Titels wäre. Der alte Bartgeyer, in seinem vollkommenen Federschmuck ist ganz gewiß ein herrliches prachtvolles Geschöpf, und auch in dieser Hinsicht zeichnet er sich sehr vor den übrigen Raubvögeln aus, die meistens ein dunkles, graues, unansehnliches Gefieder haben, während er mit den lebhaftesten Farben prangt, die in den Strahlen der Sonne im feurigen Goldglanz schimmern, daher er auch wohl der Goldgeyer genannt wird. Das große, wunderschön, funkelnde Auge und sein durchdringender Blick, giebt der ganzen Gestalt den höchsten Grad von Feuer und Leben. An Größe und Stärke übertrifft er alle andere große Raubvögel, und steht selbst dem Condor der Cordilleren kaum nach, dessen Dimensionen von den ins abentheuerliche übertriebenen Angaben der ältern Beschreiber, in Humboldts meisterhaften und bestimmten Berichten nun beynah bis auf die Hälfte zusammengeschrumpft sind. Ein großer Bartgeyer mißt bey einer Länge von fast 4 Fuß, mit ausgespannten Flügeln zwischen 9 und 10 Fuß, während die Flügel des größten Adlers selten über 7 Fuß klaffern. Bey dieser sehr bedeutenden Größe ist aber der ganze Körper von einer verhältnißmäßig äußerst geringen Schwere, welche es diesem Vogel möglich macht mit den starken Sittigen

sich zu einer unermesslichen Höhe aufzuschwingen, wohin selbst der Adler wohl kaum sich zu erheben vermag.

Der Wohnort und Aufenthalt dieses mächtigen Vogels sind ausschliessend nur die höchsten, raubesten Felsen, Grotten der Hochgebirge, die er fast zu keiner Zeit verläßt. Nur im Winter und im ersten Frühjahr, wenn er eine junge Familie zu versorgen hat, treiben Hunger und Elternliebe ihn weiter herab bis zu hochliegenden Bergdörfern, denen er sich jedoch stets nur mit großer Umsicht und Behutsamkeit naht. Daher hält es auch dann noch sehr schwer, ihm mit einem Schuß beizukommen, oder ihn in eine Falle zu locken, und es bleibt immer ein seltner Glücksfall, wenn es einmal gelingt, sich seiner auf irgend eine Art zu bemächtigen, um so mehr, da es dieser Vögel überhaupt in keiner Gegend der hohen Alpenkette viele giebt. Ueberall sind sie selten, und ein einzelnes Paar scheint selbst in einem ausgedehnten Umkreise kein anderes zu dulden. Der gewöhnliche Raub des Bartgeiers besteht in den wenigen Thierarten, die sich in seinem Reviere vorfinden, Gamsen, Murmeltieren, Alpenhasen, Ziegen und Schaafen, und den hühnerartigen Vögeln der Alpen. Seine Raubgier und Frechheit ist außerordentlich, und wird durch die Schnelligkeit seiner Verdauungskraft fast ununterbrochen unterhalten. Was er ergreift, wird auch bis auf den letzten Bissen verzehrt, und selbst die

stärksten Knochen werden ohne Mühe, und wie es scheint, mit besonderer Lust hinabgeschlungen.

Es ist lange bestritten und als Märchen verlacht worden, daß dieser Vogel Kinder und selbst erwachsene Menschen anzugreifen wage. Allein die genauen Erfundigungen, die wir hierüber eingezogen haben, gestatten fast keinen Zweifel mehr an der Wahrheit dieser merkwürdigen Thatsache. In dem Dörfchen Goldswyl bey Interlachen, lebt noch jetzt eine Frau, die in dieser Gegend allgemein unter dem Namen des Geyer-Kenneli bekannt ist. Als dreyjähriges Kind, hatten seine Eltern es, wie dieß in unserm Oberlande häufig geschieht, mit sich auf eine hohe Bergweide genommen, wo sie Heu machten. Sie hatten es neben einem kleinen Gaden in's Gras gesetzt, wo es bald einschlief, während die Eltern in einiger Entfernung mit ihrer Arbeit beschäftigt waren. Als nach einiger Zeit auf das Geschrey des Kindes der Vater herbeyeilte, um zu sehen, was ihm fehle, war es verschwunden und nirgends mehr zu sehen. Während nun die bestürzten Eltern ängstlich umher laufen, ihr Kind zu suchen, wird auf der entgegengesetzten Seite eines tiefen Grabens durch das Angstgeschrey und Wimmern des Kindes, ein Mann glücklicherweise gerade nach der Stelle hingeleitet, wo der verwegene Räuber seine Beute, um sie zu verzehren, eben absetzte. Durch die plötzliche Erscheinung des Mannes und sein brüllendes

Geschrey erschreckt, nimmt er Vogel die Flucht und das Kind wird in dem Augenblick des schmachlichsten Todes gerettet. Außer einer starken Verletzung am Arme, war es ganz unversehr geblieben. Alle Erzählungen ähnlicher Fälle kommen darin überein, daß der Bartgeyer sich dreist an den Menschen wagt, wenn er ihn in seinen Einöden an irgend einem steilen Felsenabstürze antrifft, über welchen er ihn, mittelst seines Flügelschlags, hinabzustürzen trachtet. Warum sollten auch diese Vögel, unter welchen so selten einer die Uebermacht des Menschen aus Erfahrung kennt, um ihn zu fürchten, in den wilden, unwirthbaren Einöden ihres Aufenthalts, wohin sich nur selten ein Mensch versteigt, diesen nicht völlig nur wie einen andern gewohnten Gegenstand ihrer Raubgier ansehen und sich beherzt auf ihn stürzen, da sie sich ihrer großen Kraft wohl bewußt sind, der sonst jedes andere Geschöpf, das ihnen vorkömmt, unterliegen muß?

Der Adler (*Aquila fulva*), den wir hier neben dem Bartgeyer aufgestellt sehen, ist gleich diesem, ein gefürchteter Tyrann des Hochgebirges; er ist es um desto mehr, da er gar nicht selten ist, sondern vielmehr in allen Gegenden unserer Gebirge in ziemlich bedeutender Anzahl hauset. Im Sommer entfernt er sich selten oder nie von den hohen Gipfeln der Alpen, im Winter aber läßt er sich öfters in die Thäler herab, und streift dann

dann auch bisweilen in die ebenern Gegenden nach Beute. In Raubgier steht er dem Bartgeyer nicht nach, und alle Thiere, die er bezwingen kann, sind ihr Gegenstand. So wie bey jenem die Hauptkraft in den Muskeln der Brust und der Flügel liegt, so sind bey diesem vornehmlich die mit starken, spizigen Hackenklauen gewaffneten Füße zu fürchten. Hievon hat ein Adler unserer Sammlung ein warnendes Wröbchen gegeben. Ein Knabe aus dem Dorfe Matten bey Interlachen gieng eines Morgens aus, um Spazzen zu schießen, für welches Wild sein Gewehr mit feinem Schrot geladen war. Kaum war er vor das Dorf hinausgekommen, als er mitten in einer beschneyten Wiese einen großen Vogel sitzend erblickte. Sogleich schlägt er darauf an, drückt ab, und der Vogel fällt. Jauchzend läuft der kleine Schütze hinzu um seine große Beute heimzutragen; aber indem er sie faßt, richtet der Adler sich wieder auf, und haut wüthend seine fürchterlichen Fänge in den Schenkel des Knaben, und schleift ihn eine weite Strecke über den Boden fort. Auf das Zettergeschrey des armen Jungen, springt der erschrockene Vater, der ihm in einiger Entfernung zusah, herbey, holt den ergrimnten Räuber ein, und nachdem er diesen mit seinem Prügel todtgeschlagen, gelingt es ihm endlich nicht ohne viele Mühe den übelzugerichteten Sohn von den bis auf den Knochen eingeschlagenen und convulsivisch zusammengekrallten Klauen des Vogels zu erlösen. —

Daß auch der Adler auf junge Kinder stößt, und sie, wenn er kann, durch die Luft fortträgt, ist nicht ohne Beyspiel. Das neueste dieser Art hat sich in der Gegend von Chur in Graubünden im Jahr 1810 ereignet. Ein zweyjähriges, vor dem Hause spielendes Kind, wird von einem Adler ergriffen, und fortgetragen. Der Vater sieht's, und springt schreyend und lärmend dem Vogel nach, der hierdurch erschreckt, seine Beute fahren läßt. Das Kind ist aber so verletzt, daß es bald hernach stirbt. Nun trachtet der schmerzlich betrübt Vater seine Rache an dem grausamen Mörder des geliebten Kindes auszulassen. Erst nach manchem vergeblichen Versuche gelingt es ihm, den Adler in einem Suchseisen zu fangen. Während stürzt er sich auf ihn; aber der Adler packt ihn mit der freyen Kralle, und setzt sich mit dem starken Schnabel dermaßen zur Gegenwehr, daß der schwer verwundete Mann um Hülfe rufen muß. Endlich wird der Vogel von einigen herbey eilenden Männern erschlagen. —

Der Adler, von welchem bisher die Rede war, ist der sogenannte Stein-, und Goldadler, welche Namen nur Altersverschiedenheiten einer und eben derselben Art bezeichnen. — Außer dieser giebt es noch eine eben so große Adlerart in unserm Lande, die aber zu den größten Seltenheiten gehört. Dieses ist der weißköpfige Adler (*A. leucocephala*), der in seinem jugendlichen Federkleide unter dem Namen des Seeadlers

(*A. ossifraga*, l'Orfraie), welche bisher für eine eigene Art gehalten wurde, dem gemeinen Goldadler ähnlich ist, von welchem er sich jedoch bestimmt durch die halbbedeckten Füße unterscheidet. Im Alter, das heißt etwa im achten oder neunten Lebensjahre, bekommt dieser sogenannte Seeadler einen ganz weißen Kopf mit gelbem Schnabel und einem weißen Schwanz. In diesem Gewande ist er aber noch ungleich seltener und so viel uns bekannt, nur erst einmal in der Schweiz vorgekommen, auch fehlt er unserer Sammlung noch. Er zeigt sich selten anderswo, als in der Nähe großer See'n und Flüsse, weil seine Nahrung vornehmlich in Fischen besteht, die er sehr geschickt aus der Tiefe der Gewässer heraufzuholen weiß.

Unter den Falkenarten, von welchen viele jenen großen Tyrannen zwar an Größe und Stärke, aber nicht an Verwegenheit und Raubgier nachstehen, bemerken wir nur einen der kleinsten, wegen seiner Seltenheit, nämlich den rothfüßigen Falken (*Falco rufipes*). Er ist nicht größer als eine Taube, das Männchen über den ganzen Körper gräulichblau, das Weibchen aber am Kopfe röthlich-gelb & fiedert, beyde mit schön mennigrothem Schnabel und Füßen. Dieses hübsche, schlanke und lebhaftes Thierchen zeigt sich nur im Sommer in einigen Geenden der Gebirge, namentlich bey Meyringen im Oberhasli. Da seine Raubbegierde sich nur auf Mäuse, Insekten und Amphibien erstreckt, so ist sein Nutzen

wohl ungleich bedeutender, als der Schaden, wenn es mitunter auch ein liebliches Singvögelchen erhaschen sollte.

Die ziemlich zahlreiche Familie der nächtlichen Eulen, der wir uns jetzt nahen, fesselt gewöhnlich die Beschauer unserer Vögelsammlung am längsten. Die comisch, ernsthaften Schlehergesichter, die da herausgucken, reizen oft zu unwillkürlichem Lächeln, und geben dann und wann zu interessanten physiognomischen Vergleichen Anlaß. Wir bemerken von den seltneren Gliedern dieser Familie vornehmlich die kleinste Ohreule (*Strix Scops, le petit Duc*). Dieses niedliche Geschöpf, das nicht so groß ist, als eine Wachtel, findet sich in unsern Gegenden nur in einzelnen Pärchen an wenig Orten; in der Gegend von Brieg in Wallis brütet es alle Sommer, wo wir auch Gelegenheit hatten, es uns lebend zu verschaffen, und mit seinen Sitten und Betragen genauer bekannt zu werden. Die Hauptnahrung dieser Eule, worauf sie von der Natur angewiesen ist, besteht in andern nächtlichen Thieren, die sie bezwingen kann, besonders kleinen Fledermausarten, Nachtschmetterlingen und andern Insekten, von welchen die Heuschrecken ihr vorzüglich zu behagen schienen. In der Gefangenschaft, an welche sie sich bald gewöhnte, nahm sie mit allem Vorlieb, was ihr geboten wurde, woben sie durch ihr possierliches Betragen, durch ihre comischen Grimassen und Positiven jedermann belustigte.

Wir treten jetzt zu der Ordnung der spechtartigen Vögel, einer Familie, die sich um unsere Obstgärten und Waldungen höchst verdient macht, indem sie eine ungeheure Menge schädlicher Insekten vernichtet, deren Verderben bringende Vermehrung einzuschränken alle von uns angewandten Mittel ohne die kräftige Beyhülfe dieser Vögel, bey weitem nicht hinreichend seyn würden. Wir zeichnen hier nur zwey Arten aus, den dreyzehigen Specht (*Picus tridactylus*) und die Mauerklette (Mauerspecht, *Certhia muraria*). Der erste, ein wahrer Specht, ist ein beständiger Bewohner einiger wenigen Alpenthäler, aus welchen nur selten im Winter ein einzelnes Paar sich in die Ebenen verfliehet. Außerhalb der Schweiz ist er in den meisten europäischen Ländern völlig unbekannt. Er ist schwarz und weiß bunt gezeichnet, wie der gemeine Buntspecht, hat aber gar nichts rothes an sich, und nur das Männchen hat einen goldgelben Scheitel. Was aber diesen Vogel ganz besonders auszeichnet, ist die Bildung seiner Füße mit drey Zehen, zwey nach vorn und eine nach hinten gerichtet, eine Bildung die einzig ist, und sonst bey keinem Vogel vorkömmt. Alle eigentliche Spechte haben sogenannte Kletterfüße, das heißt zwey Zehen vorwärts und zwey hinterwärts gefehrt, mit welchen sie sehr geschwind und geschickt an den Stämmen der Bäume hinauflaufen und sich festhalten können, wobey ihnen die steifen Federn des Schwanzes zur

Unterstützung dienen. Dieser Specht kann aber dieß eben so gut mit seinen drey Zehen, und da er sich auch übrigens in seiner ganzen Oekonomie und Lebensart durch nichts von andern Spechten unterscheidet, so dürfte die Aufgabe: zu welchem Zweck die Natur doch diesen Specht um die vierte Zehe zu verkürzen nöthig erachtet haben möchte? — die Herren Teleologen wohl in einige Verlegenheit setzen.

Der niedliche Mauerspecht ist ein eigentlicher Alpenvogel. Im Sommer sieht man ihn nur in den alpinischen Regionen, wo er in den Spalten steiler Felswände nistet, und oft weit über der Grenze der Vegetation, die durch Sturm, und Wirbelwinde hinaufgetriebenen Insekten, von den jähen Wänden des ewigen Schnee's, auf welche sie ermattet und todt niedergefallen sind, ablesend angetroffen wird. So sah ihn Saufüre auf dem col de Géant, (10,578 Fuß über die Meeresfläche). Im Herbst aber verläßt er die hohen Gebirge, und kömmt herab in die bewohnten Dörfer der Ebenen, wo er aus den Mauerritzen alter Schlösser und Kirchen, Spinnen, Fliegen und andere Insekten mit seinem langen, dünnen Schnabel hervorholt.

Wir könnten unsern geneigten Lesern und Leserinnen noch über manchen merkwürdigen und seltenen Vogel unserer Sammlung, z. B. über die Steinkräh, die

Alpendohle, den Schneefinken, das Schneehuhn u. a. unterhalten, wir könnten auch noch manches von den Säugethieren unserer Alpen, dem Steinbock, der Gemse, dem Murmelthier, dem Alpenhasen, dem Luchs und Bär erzählen, auch über den todten Crystall einiges beifügen, allein wir fürchten Sie vielleicht schon zu lange von angenehmerer Unterhaltung abgehalten zu haben. Sollten Sie aber bey diesem Gange durch das Museum so viel Vergnügen gefunden haben, als wir Ihnen zu geben wünschten, so stehen wir ein andermal zu einem neuen Gange mit Freuden zu Diensten. Sie dürfen nur befehlen! —

M.

 R e b e c k a.

„Willst du ziehen mit ihm?“ . . . Ich will! So
sagte Rebecka.

Ohne das eckle Gezier zog sie dem Bräutigam zu,
Edel ist deine Natur, o Weib! geschaffen zur Liebe,
Wenn dich nicht Larve, nicht Kunst, nicht die
Verstellung entweicht.

J. K. W y ß, der ältere.

 Von Albernheim.

Er ist ein Edelmann, und wär ein edler Mann,
Lies ihn sein Adelsstolz zum Niedrigen nicht an.

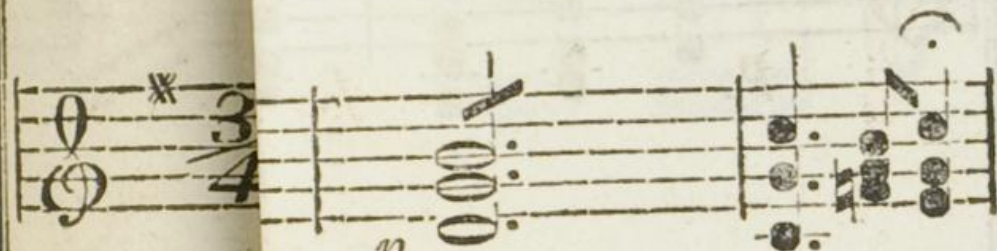
— 8.

Zu Seite 169
Von W-t.

Allegretto

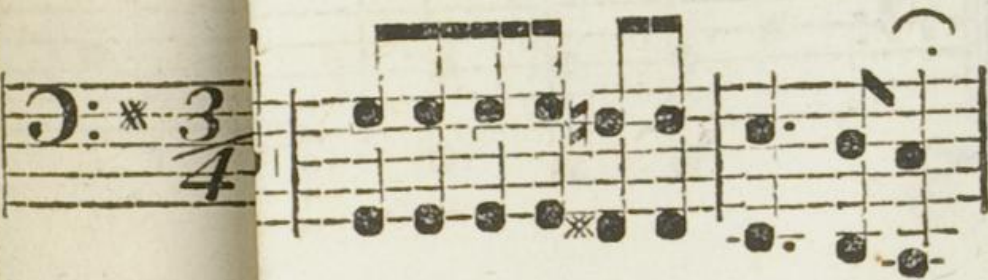


Tauber zum Täubchen spricht:



p.

cresc.



T r e u e.

Allegretto.

The musical score consists of three staves. The top staff is the vocal line in G major (one sharp) and 3/4 time, marked 'Allegretto'. It begins with a piano (*p.*) dynamic and contains the lyrics: 'Täubchen auf grünem Ast', 'Sas = sen in süßer Raß', and 'Lauber zum Täubchen spricht:'. The middle staff is the piano accompaniment, also in G major and 3/4 time, starting with a piano (*p.*) dynamic and including a fortissimo (*f.*) section. The bottom staff is the bass line, in G major and 3/4 time, featuring a crescendo (*cresc.*) section. The score is divided into measures by vertical bar lines, with some measures containing repeat signs.

Täubchen auf grünem Ast

Sas = sen in süßer Raß

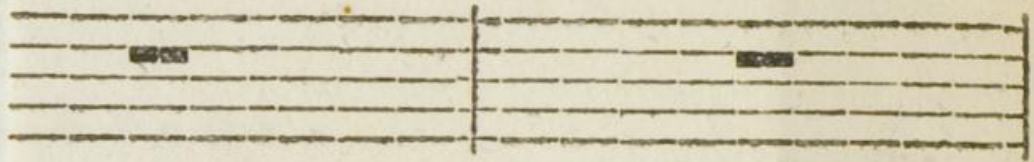
Lauber zum Täubchen spricht:

cresc.

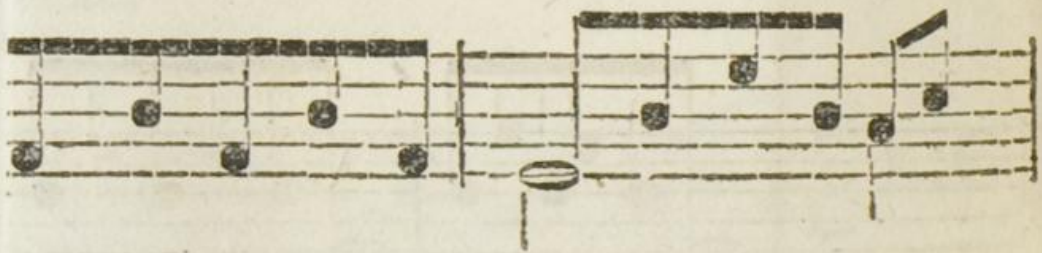
cresc.

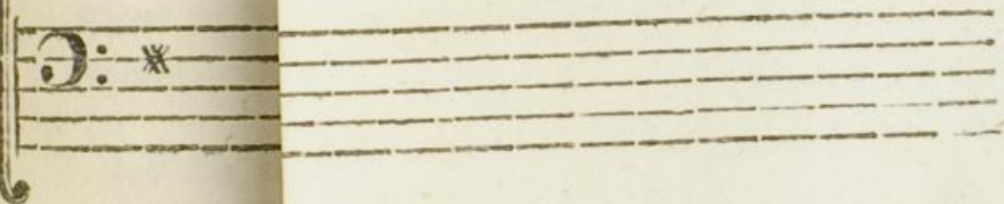
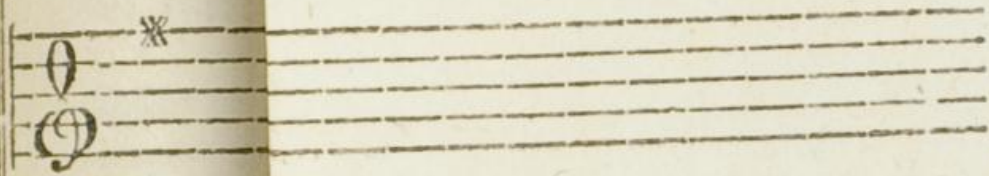
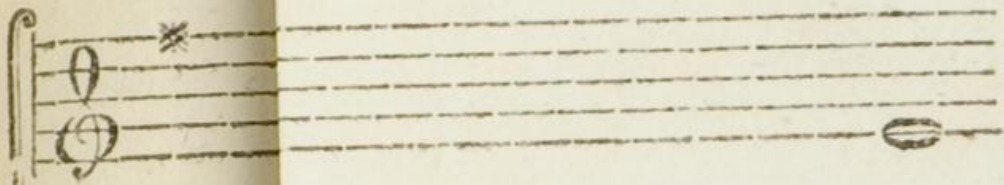
Ach! brich die Treue nicht.

p. *f.* *p.*

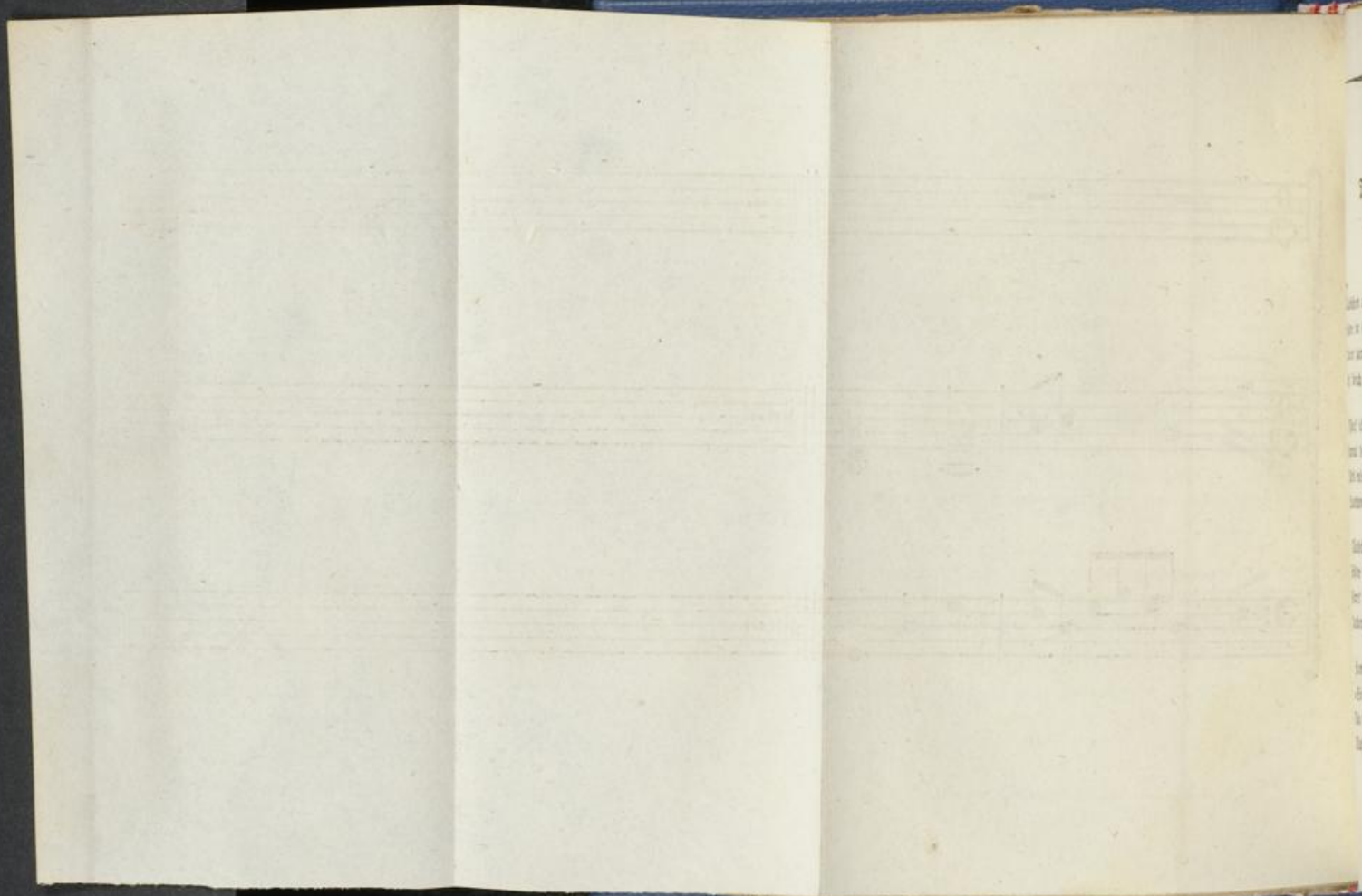


v





This image shows a page from a handwritten musical manuscript, featuring three staves of music. The notation is written in black ink on aged, slightly yellowed paper. The top staff begins with a treble clef and a key signature of one sharp (F#). It contains a few notes, followed by a double bar line and a section of rests. The middle staff also starts with a treble clef and a sharp key signature, containing a sequence of notes and rests. The bottom staff uses a bass clef and a sharp key signature, with notes and rests. A double bar line is present on each staff, dividing the page into two sections. The handwriting is clear and legible, typical of a composer's draft or a student's work.



Stück

1814 No. 118.

Alles mit gleicher Zeit
von der Zeit der
ersten Zeit der
ersten Zeit der

Es ist nicht in der
ersten Zeit der
ersten Zeit der
ersten Zeit der

Alles mit gleicher Zeit
von der Zeit der
ersten Zeit der
ersten Zeit der

Es ist nicht in der
ersten Zeit der
ersten Zeit der
ersten Zeit der

S r e u e .

(Mit Musik.)

Waldes auf grünem Ast
ich in süßer Stille.
Der alte Zauber spricht
ich die Treue nicht!

Ich im Wald in Wald
wie der Schöpfer bald.
Ich im Wald in Wald,
leben im Wald und Tod.

Waldes auf grünem Ast
wie der Zauberer Kraft,
Ich im Wald hinein
Lied, will du die fern

Ich im Wald hinein.
Ich im Wald hinein!
Ich im Wald hinein und ich
Liedes will ich mit mir

T r e u e.

(Mit Musik.)

Läubchen auf grünem Ast
 Saßen in süßer Rast.
 Tauber zum Läubchen spricht:
 Ach! brich die Treue nicht!

Stieg' ich hinaus in Wald,
 Kommt der Versucher bald.
 Bleib mir getreu in Noth,
 Läubchen in Noth und Tod.

Läubchen auf grünem Ast
 Fühlte der Trennung Last,
 Girt' in den Wald hinein:
 Tauber, will treu dir seyn!

Kam her ein Goldfasan.
 „Sieh mein Gefieder an!
 Bin ich nicht stolz und schön?
 Läubchen willst mit mir gehn?“

Wohl bist du stolz und schön,
Mag doch nicht mit dir gehn.
Läubchen den Tauber liebt,
Nimmer sich dir ergiebt.

Flieg her ein' Nachtigall,
Klagte mit süßem Schall:
„Liebend begehrt' ich dein,
Willst du mein eigen seyn?“

Spare den süßen Schall,
Zärtliche Nachtigall!
Kehre wo anders ein,
Kann nicht dein eigen seyn!

Wild schoß ein Geyer her,
Fasst's Läubchen ohne Wehr.
„Läubchen im Magen mein
Sindest den Tauber dein.“

Treue besiegt die Noth,
Treu' überlebt den Tod!
Geyer in wilder Wuth
Würgte das fromme Blut.

Gotte.

Die Alpenrose.

Ein holdes Blümchen ist zu seh'n
 Auf blauer Alpen Rücken;
 Nicht lange darfst du droben wäb'n,
 Es winkt dir bald zum Pflücken.

Doch treu dem hohen Vaterland,
 Mag's nicht verpflanzt entarten;
 Drum bleibt es ewig unbekannt
 Dem kunsterzwungnen Garten.

Viel kecke Freyer hat es schon
 Bescheiden abgewiesen,
 Die hoch des Thales fetter Thon
 Und Beet und Lovf ihm priesen.

„Was soll ich mit dem eitlen Land?“
 Sprach's auf das dreiste Werben.
 Und als man es gewaltsam band,
 So neigt' es sich zum Sterben.

Es lobt sich reinen Aetherdust
 Auf himmelhohen Triften,
 Und scheut des niedern Moores Luft,
 Die Dunst und Qualm vergiften.

Und ob's auch Stürme hart bedräu'n,
 So bleibt's doch ruhig sitzen;
 In Wolken hüllt es still sich ein,
 Und denket: „Gott wird schützen!“

Bald kehrt der Sonne Glanz zurück,
 Und Alpenlieder hallen;
 Da lacht es rosiger dem Blick
 Mit süßem Wohlgefallen.

Vom Morgen bis zum Abend spät
 Hat's eine helle Freude,
 Und wenn ein leises Lüftchen weht,
 Schwankt's wohlilig im Gestäude.

Dem Aelpler ist's ein Festgenuß,
 Zum Strauß' es sich zu binden;
 Den Schäfchen giebt es seinen Kuß,
 Wenn weidend sie es finden.

Treu ist's den Mädchen zugethan,
 Die fromm und sittsam fühlen;
 Gern schmiegat es sich dem Busen an,
 Den Alpenwinde fühlen.

Und hast auch du auf deiner Bahn
 Das Blümchen dir gefunden;
 So sage laut dem Holden an,
 Was deine Brust empfunden:

„Ich will ein treuer Schweizer seyn,
 Gut, bieder und gerade;
 So kann ich deiner stets mich freu'n
 Auf grünem Alpenpfade!“ —

Dann lächelt dir das Blümchen zu,
 Läßt einen Kranz dich winden,
 Und lispelt kosend: „Guter! du
 Verdienstest mich zu finden.“

„Denn darum hat mich Gott gesä't
 Auf hoher Alpen Auen,
 Wo kaum die Sonne schlafen geht
 Und nah die Sterne schauen:“

„Daß ich ein stilles Zeichen sey
 Den wackern Schweizer-Knaben,
 Nicht alte Sitten ohne Scheu
 Im Thale zu begraben.“

Drey eitele Hoffnungen.

(Nach dem Arabischen.)

Menschliches Hoffen ist eitel, doch dreymal sicher
verloren:
Hoffst du mit edelm Gemüth Gutes von Herzen,
die böß,
Oder vertraut dein billiger Sinn dem Nimmer-Gerechten,
Oder dein weiserer Kopf, denkt er, ihn ehre der
Thor.

W d.

Rudolf von Erlach,
Bernerscher Feldherr bey Laupen.

Dich verehr' ich, o Held! Du warst kein Völkerver-
schlinger;

Herrschsucht lockte dein Schwerdt nicht in die
mordende Schlacht.

Schützer und Retter warst du dem Vaterland, warst
du der Freyheit;

Retter, Erlöser dem Volk und der geängstigten
Stadt.

Zwanzigmal Tausende gabst du, ein Heer du Einer,
ein Schöpfer

Siegender Helden, ein Gott deinem erbebenden
Bern.

Berna's Mauern, durch dich befestigt, Jahrhunderte
standen

Sie im erschütternden Sturm, bis sie der Falsche
durchgrub.

Durch dich atmen noch jetzt und blühen der Enkel
 Geschlechter,
 Blieben Vernaten ein Volk, frey, bis der Flügler
 sie trog.
 Lebe noch unter uns auf! — noch sind nicht die Stürme
 besänftigt,
 Nicht die Ehrenen gebannt, — werd' uns ein
 schützender Gott!

J. N. Wyß, der ältere.

Das Landhaus im Dichtergarten.

Tief im regsamen Thal erbaut ihr die Wohnung der
Habsucht ;

Fern' auf sonniger Eck' wähl' ich mein stilleres
Haus.

Emsig am wogenden Strome betreibt ihr rasch die
Gewerbe ;

Ruhig an Eichen gelehnt hör' ich den rieselnden
Quell.

Wenn cyklovisch ihr schwitzt beym Lichte der spärlichen
Lampen,

Kühlt mir, in Helios Strahl, Zephyr die freyere
Brust.

Eure Palläste bewacht unsicher ein diebischer Söldner ;
Armuth schüzet mir treu Hüttchen und Garten
und Flur.

Schätze verleiht' euch Geiz und Glück ; verschleudert,
verscharrt sie !

Weisheit such' ich allein, freue mich bessern Ge-
winns.

Ruh't mein Geist, so beschäftigt der Acker, der Garten
die Hände;

Ruh't ermüdet die Hand, heben die Sterne den
Geist. —

„Aber ihr herrschet!“ — O Ruhm! — die Mitwelt
schweigt; und es richtet
Strenge der Enkel vielleicht, findet die Großen so
klein.

Zwar mag herrschen auch ich, und zufrieden gehorchen
die Meinen;

Dem in der eigenen Brust hab' ich mein einziges
Reich.

W d.



gefangenen Schweizer

Vorbericht

und hier in unserm
aus der Schweizerischen
in der ägyptischen Fabel dem
Bühnlich wie der schalk-
Witz! - und lachte die
wie es hätte kommen. Aber
wären, als endlich der ge-
nie über die Herde machte.
ausgewogenen Hirten eilte zum

haben wir einmal die Dic-
tion Erzählung, oder sie selbst
aus einer uralten Handschrift
in Wirklichkeit eintritt,

Die gefangenen Schweizer = Knaben.

V o r b e r i c h t.

Bald wird uns hier in unserm Almanache mit den Erzählungen aus der Schweizerischen Vorzeit begegnen, was dort in der äsopischen Fabel dem Schäfer mit dem Wolfe. Muthwillig schrie der schalkische Junge zuweilen: Wolf! Wolf! — und lachte die Hirten dann aus, die getäuscht zu Hülfe kamen. Aber vergeblich erhob er sein Nothgeschrey, als endlich der grimmige Lämmerdieb sich leibhaft über die Heerde machte. Kein einziger von den oft betrogenen Hirten eilte zum Beystand herzu.

Wir haben uns einigemal die Dichtung erlaubt, der Stoff einer Erzählung, oder sie selbst in vollendeter Gestalt, sey aus einer uralten Handschrift genommen. Jetzt, da der Fall in Wirklichkeit eintritt, wird man vielleicht

uns den Glauben versagen. Wie schaffen wir uns Rath? — Es fällt uns kein anderes Mittel ein, als gerade wie oben, bey dem Ringe von Hallwyl, unsre Quelle pünktlich zu beschreiben, und so viel Umständliches anzubringen, daß wenigstens der Sachkundige die Wahrheit durchleuchten sieht, oder doch Ansaaten hat, nach denen er tiefer eindringen, und die Gewißheit leicht sich erforschen kann.

Also die nachstehende Erzählung ist ihrem ganzen wesentlichen Inhalte nach in einem alten Folio, Bande enthalten, der, ursprünglich zu Freyburg in der Schweiz abgefaßt, vor einiger Zeit nach Bern gekommen ist. Haller, in seiner Bibliothek der Schweizergeschichte, hat der Handschrift nicht erwähnt. Sie scheint in einem einzigen Exemplare vorhanden zu seyn. Einen allgemeinen Titel hat sie nicht, weil sie, nach Art von manchen ältern Manuscripten, eines sehr verschiedenen Inhalts ist. Vorn und hinten auf der innern Seite des Deckels steh'n die witzigen Worte:

Ach du mein Ludwig

Du flehempst mich.

Sternner, 1524.

Offenbar klagt das arme Buch über einen Ludwig Sternner, der ihm den flemmenden Einband zukommen ließ, und gewiß in seinem Besitze war; denn

sein Name kömmt auch hinten auf dem Rücken vor, und ist sonst überall im Buche angebracht, —

Der beträchtliche Band umfaßt (ein paar Blätter am Schlusse abgerechnet) durchaus von der nämlichen Hand geschrieben, lauter Schweizerische Stücke in Prosa und in Reimen, aber von ungleichem Werth und Gegenstande. Ich schenke dem Leser, was nicht zunächst an diesen Platz gehört; aber ein Weilchen möchte ich bey demjenigen ihn aufhalten, was unsre nachstehende Erzählung betrifft. Es macht dieselbe ein Stück von einer ziemlich gedehnten Reimchronik aus, welche zwischen zwey und dreyhundert Seiten einnimmt, und ganz ohne Titel, (für welchen doch Raum gelassen ist) den bekannten Schwabenkrieg der Schweizer und die damaligen Zeitläufe verhandelt, doch so, daß hin und wieder einige Blätter ausgerissen sind, und besonders der Schluß zu fehlen scheint. Das Werk hat die unpassende Form eines Gespräches zwischen dem Verfasser und einem Waldbruder, in wenigstens neun Büchern, denn von dem neunten ist noch der Anfang da. Die Ueberschriften von jedem Buche und von den einzelnen Theilen in einem jeglichen sind mit rother Farbe verfaßt; im Laufe des Gespräches aber heißt es einfach mit schwarzer Tinte: „Der Bruder fragt und seht“ (sagt); und . . . „Ich antwurt dem Bruder und sprach.“ —

Der Verfasser nennt sich selber in folgender Schlußstelle einer poetischen Anrufung der Dreyeinigkeit, womit er seine Arbeit beginnt.

„ Maria, du zart, ich ruf dich an,
 Erwirb mir nothdurftige Ding
 Damit ich zu End bring
 Mit Vernunft und Gesundheit
 Das Werk das zu ist bereit
 Der Stadt Freyburg im Neckland, (Neckland),
 Von mir Johannes Benz genannt,
 Minen lieben, gnädigen Herren
 Zu Dienst, Lob und zu Ehren,
 Hilf mir zu Ende, du reine Meit (Maid),
 Durch die Gnad so an dich ist geleit“ (gelegt).

Man sieht aus dem ganzen Werke nun allerdings, daß der gute Reimer denn auch mit Vernunft und Gesundheit darauf los geschrieben, und daß sein Wunsch erfüllt worden; aber Phantasie, Begeisterung und was sonst den Dichter macht, das hat er gar spärlich empfangen.

Doch wollen wir aus des Gedichtes eigentlichem Anfange eine Stelle ausheben, die nicht ohne poetischen Gehalt, aber freylich die beste in dem ganzen langen Dinge ist. Nachdem nämlich der Reimer nicht ohne Gemüth beschrieben, wie er 1499 in einem unbekanntem

Walde sich verirrt, und endlich auf eine freyere Stelle
gekommen, so schildert er gar umständlich den schönen
Vogelsang in dieser lachenden Einsamkeit:

„Lieblich gieng es durcheinander gar,
Ganz mit rechter Kunst und Art
Als do lehrt Musica die zart.
Colander und Frau Nachtigall
Concordirten lieblich zumal,
Die Trostel mit ihrem Stimm erklang,
Die Lerch mit Lust daruber sang,
Der Staar ließ ein Contor dar gon,
Das Hyslin was also gemeit, (d. i. freudig),
Das Fedemlin sin Stimm darleit,
Der Distelzwang mit seiner Stimm,
Buchfink ließ sich hören mit Grimm,
Das es in dem Wald erhall,
Das Meislein gab darzu sin Schall,
Das Rothbrüstlein mit Stimm subtil,
Der König sang dazu mit Al, (d. i. der Zaunkönig)
Das Rohrspäzlin macht's so gut
Ein Gesang mit gutem Muth,
Die Wachtel im Gras erklang,
Lieblich es durch einander drang
Als wär's mit ein'm Register gezogen; —
Ich stund, gedacht: du bist betrogen,

Hie mit dieser lustigen Wyz,
Oder ist es hie das Paradyß? —

Nach einem fernern, nicht bedeutenden Selbstgespräche, fährt der Verfasser fort die Dertlichkeit des anmuthigen Platzes zu beschreiben, und kommt bald an einen Stein oder Felsen, wo ihm ein unerwartetes Abenteuer aufstößt.

Im Stein ich ein Loch sehen ward,
Da ich schier zum Steine kam;
Ab diesen Dingen mich Wunder nahm,
Hätt nie gesehen deß gelich,
Bedacht: hie ist das Himmelrych!
In dieser Freud stund ich allein,
Ich gieng zum Loch in dem Stein,
Gedacht: was mag im Hohl syn? —
Stund davor; ruft in hin:
Ist jemand hie ohn allen Spott,
Der komm heraus zu mir durch Gott,
Und Maria, die Maget fry,
Sag mir, wo ich in der Welt sy! —
Als ich nu stund vorm Loch im Tann, (Lannwald)
Da kam us dem Hohl hergan
Ein Bruder, fast alt zur Fahrt,
Ein Haar grau, lang sin Bart,
Im grauen Gewand ohne Schuh;
Ich stund in Furcht mit Unruh,

Da ich ihn sach do zu Stund,
 Vor Forcht ich nicht fliehen kunnt,
 Ein Gesicht was scharf und klar,
 Ein Mund was korallenfar, (farb)
 Sust was er dürr und ungestalt,
 Min Gedenk waren manigfalt,
 Da ich ihn sach also gethan.
 Bald ward er mich sichtig an
 Do ich allein stund by dem Bach,
 Kam zu mir gürtlichen und sprach:
 Bist du ein Mensch christentlich,
 Oder des Lüfels G'spöñst? — bscheid mich! —
 Vor Schrecken ich kaum reden mocht,
 In großer Forcht ich mich bedacht;
 Sprach: dem Lüfel bin ich gram, (gram)
 Ich bin ein gut Christenmann,
 Und bin verirrt in minem Sinn,
 Daß ich nit weiß wo ich bin.

Der Bruder sprach zu mir ohn Spott:
 Gefegnet sy der ewig Gott!
 Der dich zu mir hat gesandt.
 In sechszia Jahr ich nie erkannt
 Kein Mensch fürwahr dann dich! —
 Damit nahm er by der Hand mich
 Fuhrt mich gon dem Hohle zu,
 Sprach: biß fröhlich, hab gut Ruh!
 Du bist mir ein werther Gast. —

Von eim Baum da was ein Ast
 Gefallen, der was michel groß, (viel, sehr groß)
 Lag bym Stein, da der Brunn usfloß;
 Daruf wurden wir sitzen beyd,
 Verschwunden war mir min Leid,
 Ward da aller Freuden voll,
 By dem Bruder was mir wohl.
 Unser Red was manigfalt,
 Von der Welt Lauf und Gestalt.
 Er fragt mich viel zur Stund
 Ich seyt ihm, soviel mir was kund."

ic. ic. ic. ic.

Nun schwäzen die zwen auf ihrem Ast in's Unendliche: manches treuherzig und brav, manches gewaltig breit und nicht erklecklich. Im sechsten Buche des Werkes dann folgt unsre Geschichte von den gefangenen Schweizerknaben, unter nachstehender Ueberschrift:
 „Der Drittheil des sechsten Buches, sagend von den dreyen Knaben, Junker Sebolds und Junker Rudolfs Söhnen von Perroman [jetzt Praroman] von Freyburg in Oechtland, mit Namen Ludwig, Sebolds Sun, Umbert [wahrscheinlich Humbert] und . . . Rudolfs Söhne, so zu Schlechtstadt [jetzt Schlettstadt, im Elsaß] in d' Schul waren gangen, — wie die gefangen wurden ob Brysach, nit wyt von dem Hart, hiehalb Rhyns, und wie es ihnen ergangen ist, uf das kurzist so mir kund

gethan ist, wann ich ihr erster Schulmeister gewesen bin, darumb ich ein sunder Theil von ihnen sagen, und zu ewiger Gedächtniß ihrer schreiben will ihr kundlich Leiden, Angst und Noth, so sie gelitten hand." etc.

Da, wie man sieht, der Name des zweyten Sohnes von Junker Rudolf von Praroman fehlt, so wollen wir denselben ergänzen, und den Sohn nach dem Vater Rudolf nennen. Im übrigen halten wir uns getreu an die Erzählung des ehrlichen Johann Benz, nur mit Ausmablung von denjenigen Umständen, die von dem Reimer zu allgemein abgefertigt worden, oder zu seiner Zeit sich leichter hinzudenken ließen.

Im Frühjahr nach Christi Geburt 1499, erhub sich Kriegsgeschrey im ganzen Schweizerland, und wer der Sachen achtete, sah Krieg und schwere Zeiten vor. Der Schwäbische Bund, der sich selbst den stählernen nannte, hielt sich stark und groß genug die Schweizer feindlich anzugreifen. Von Maximilian dem Kaiser unterstützt, unter Fürsten und Edlen, Geistlichen und Weltlichen, Städten und Ländern, vom Bodensee hinab am Rheine bis gen Straßburg hin und Mainz verband sich alles, was den Schweizern zuwider war, und hoffte die verbündeten Cantone mit Gewalt zu unterwerfen. Der Bischof von Mainz dräute listig mit der Seder,

die stolzen Ritter mit dem Schwerdt, die Söldner und Landsknechte mit dem ungeschliffenen Maule. — Die zu Konstanz in Besatzung lagen, hatten ihr Geschrey, und pochten unverschämt: „sie wären fest des Krieges auch berichtet; ihrer jeder dürste drey besteb'n; sie wollten den Schweizern ihre Klasterlangen Gebete, samt der alten Frau zu Einsiedeln vorausgeben, sie weidlich auf die Kühmäuler treffen, und im Schweizerlande räuchern und brennen, daß St. Peter vor dem Rauch nicht sehen den Himmel aufzuschließen, und Gott der Herr, auf dem Regenbogen sitzend, vor Hitze die Füße an sich ziehen würde“ *).

Dabey so jauchzten sie und plärren und muhten wie die Kühe, und sangen von den Vostwerken Schmach, und Schandlieder auf das ehrliche Hirtenvolk, und sagten, sie wollten deraestalt im Thurgäu hausiren, daß es Gott selber jammern sollte **).

Inzwischen versammelten sich der Haufen je mehr und mehr, und selbst vom Elsaß aus, daß im Burgunderkriege treu den Schweizern Hülfe zugesandt, ward manches Sähnlein aufgeboten, um zu dem Schwäbischen Bundesheer zu stoßen.

*) Wörtlich aus Stettlers Schweizer Chronik, Bd. 1. S. 330. u. 331.

**) Ebendasselbst.

Dem zu Folge trugen ein paar edle Herren von Praroman, zu Freyburg in der Schweiz, viel Angst und Sorge für die Rettung dreier Söhne, die zu Schlettstadt zwischen Colmar und dem alten Straßburg, auf der Schule waren, und mit ihrem Diener, Hans genannt, dort mitten unter Feinden aus der Mafsen übel sich befunden hätten. Eilig also sandten die bekümmerten zwey Väter einen Boten aus, die Knaben heim zu nehmen, und nach Hause zu geleiten, ehe daß der Krieg zu vollem Ausbruch kame.

Der Bote *) brach in allem Winterfrost des Hornungs auf, kam gen Basel, da er einem Doktor wohl empfohlen war, und wandte sich dann schnell nach Schlettstadt hin, wo die verlassnen Knaben seiner froh, sich alsobald entschlossen, nach der Schweiz zu kehren, und ohne Säumnis ihre Bündel schnürten.

Es war zu großem Glück ein lauer Südwind eingetreten, und die Sonne schien zum erstenmal mit Frühlingwärme, als nun schon zur Mitte Februars die kleine Pilgerschaar von Schlettstadt auf den Weg nach Colmar trat. Der Bote, rüstig und besonnen, stellte

*) Namens Ludwig, aus dem Wallis gebürtig, sesshaft zu Freyburg, von wo seine Frau, Mararet Eschachin stammte. Er war einst Schüler gewesen, und deßhalb des Lesens kundig.

sich als Führer an, und Hans, ein wackerer Gefelle, trug die Bündel der zwey Kleinsten mit. Er mochte selber zwanzigjährig seyn, und hatte treulich für die Junker auf der Schule jeden Dienst versehen. Der älteste von den drey Knaben war der rasche Ludwica, kühn und heldenmäßig, schlank gebildet, ritterlich gesinnet, aber wenig über 16 Jahre alt. Humbert aber und Rudolf, zärter noch an Wuchs und jünger, nicht viel über vierzehn und dreyzehn, waren bang und sehr verzaat, und hatten oft vonnöthen aufgeschriekt und angemahnt zu werden, wenn sie nicht auf ihrem Weg' erliegen sollten.

Als jedoch der erste Tag vorüberzieng, und trotz der Kriegesrüstungen im ganzen Lande, nicht ein Mensch der Knaben achtete und jedermann sie ruhig ziehen ließ, und das Wetter freundlich blieb; da faßten auch die Kleinern wieder Muth, und alles schien zur sichern Reise nach der Heimath eingeleitet. In einem stillen Dörfchen nahm die friedliche Gesellschaft Nachtquartier, und war im Stübchen einer schlechten Schenke wohltaemuth beytsammen, und scherzte viel von den umsonst besoraten Nöthen, und merkte nicht, wie scharf ein Wandermann, der schon aus Schlettstadt ihnen nachgefolgt, am Ofen auf die Reden Achtung gab, und hören mußte, wo sie hingedachten.

Am folgenden Morgen dann, als das junge Volk

sich wieder auf die Straße machte, zog der Wandersmann bald ihnen nach, und eingehüllt in seinen Mantel, ohne Gruß, gieng er wohlbedächtia durch ihre Reihe durch, und hielt sich ein paar hundert Schritte vor dem Häuslein vorwärts stets auf gleicher Bahn. Die Knaben aber sahen gar nicht auf ihn hin, und da der Laa noch milder war als der gestrige, so waren sie recht sorgensrey und sangen heitre Lieder aus dem Burgunderkriege, und andre Schweizergesänge. Ludwig stimmte an, was Veit Weber von dem Zuge nach Pontarlier gemacht: *)

Der Winter ist gar lang gesyn,
 Deß hat getruret manig Vögelin,
 Das jest gar froh mag singen;
 Auf grünem Zweig hört man's im Wald
 Gar süßiglich erklingen. ic.

Da sprach der Bote: „das ist nun alt schon, Herr Ludwig! und zu Haus' ist jest ein anderes im Brauch, ein gutes Lied zu dem neuen Streite, der da los will brechen.“

Schweizer gut!
 Wo bleibt dein Muth?
 Wo bleibt dein Herz?
 Du edles Blut
 Halt dich in Huth,

*) Diebold Schillings Burgunder: Kriege, S. 183.

Und treib nicht Scherz!
 List wird erdacht,
 Mit fremder Macht
 Wird deiner Freyheit nachgetracht!

Die Freyheit war
 Bey dir viel Jahr
 Mit großem Ruhm:
 Willst du denn gar
 Nun in Gefahr
 Nicht kämpfen drum?
 Dann folgt dir gach
 Viel großer Schmach,
 Viel Schand und Spott, dem denke nach!

Doch freyer Muth,
 Das höchste Gut,
 Wird dem zu Lohn,
 Der da sein Blut
 Aufsetzen thut;
 Er faßt die Kron'.
 Aus seiner Hand, —
 Es ist erkannt, —
 Wird Glück und Preis dem Vaterland! *)

Also

*) Fast wörtlich nach einem fliegenden Blatte, ohne Jahreszahl.

Also sang der Bote recht mit hellem Tone, wie von Trompeten begleitet er's zu Hause wohl gehört haben mochte, und die fröhlichen Knaben sangen bald es mit, und Junker Ludwig fühlte Kriegerlust in seinem Herzen, und schlug auf seinen Dold. Aber der verhüllte Wanderer brummte mürrisch vor sich hin, und sah mit hämischen Blicken nach dem jubelnden Völklein zurücke, und schlich dann ferner seines Weges.

Der Mittag gieng vorbei, und nichts Gefährliches war unsern Schweizerknaben aufgestoßen. Sie hatten ihre Mahlzeit abermals in einem kleinen Dörfchen eingenommen, weil sie die großen Plätze, wo sich Streiter sammelten, mit Recht zu scheuen hatten. Als sie aber fröhlich weiter schritten und zwischen Brnsach und dem niedern Hardt sich einer Schenke, dicht am Walde, nahen, vernahmen sie ein wüßtes Gelärm von einem Haufen Landesknechte, die dort eingekehrt und die mit einem Abendtrunke sich den Gaumen erfrischten. Es war das Panner der Stadt Colmar mit einhundert freudigen Gefellen, die nach Waldshut in das Feld auszogen, und in Gedanken schon recht nach Herzenslust den Schweizerbauern Haus und Hof verbrannten.

Die zwey jüngern Knaben und der Diener Hans erschracken sehr ob dem Getös' und wollten sich in's Holz verstecken, bis die wilden Gäste von der Schenke wieder fortgerückt; aber Ludwig und der Bote sprachen ihnen

zu, und meyneten, als die Bursche säßen ja beym Wein, und würden nicht der stillen Wandrer achten, die vorüber eilten. Auch sey von der Schenke her wohl jemand ihrer schon gewahr, und, wichen sie seitab in's Holz, so würd' es Argwohn setzen.

Indem erblickten sie den Wandersmann im Mantel, der vor ihnen hingeschritten, wie er rückwärts sah und eine Weile auf sie niederschaute, und also merkten sie denn an: der Schleicher könnte Lärm erheben bey dem Kriegesvolk, wenn er sie jetzt verschwinden sähe. Mit dem so stiegen sie bergauf dem Hause zu, und hielten sich zusammen still und wohlbedacht und ohne weiteres Gespräch.

Zu oberst auf der Höhe aber, da sie jetzt der Schenke nah' gekommen, zeiate vor der Thür sich eine offne Laube, wo die Krieger Zechen hielten; vor der Laube war die Fahne aufgezflanzt mit einer Wache, und neben der Wache stand der Hauptmann, dessen Name Brandolf war, groß und schwarz, in Unterredung mit dem fremden Wandersmann, der diesen Augenblick fast unbemerkt den Zeigefinger vor dem Mund nach den jungen Pilgern streckte, und dann die Faust geschlossen auf die Lippen drückte, gleich als bräch' er mitten in der Rede plötzlich ab. Die Schweizerknaben hielten sich bescheiden auf des Weges anderer Seite und wollten rasch vorbey, als der Hauptmann unversehens einen Riesenschritt hinüberthat, und wie zum Scherz, die mächtige Hellbarte vor die

Ueberraschten niederhielt, und mit erschallendem Gelächter rief: „Halt an, ihr kühnen Schweizerdegen, und singt uns doch um einen kühlen Trunk von euren feinen Liedlein eins!“

Die Soldaten, welche des Hauptmanns Stimme hörten, erhuben sich auf dieses Wort von ihren Sizen, und einige betrachteten das Schauspiel von der Laube her, derweilen andere sich hinaus an ihren Führer drängten. Der Bote faßte sich sogleich mit Geistesgegenwart, und als ob das ihn gar nicht anaehen könnte, stellt' er sich an seinen Stab gelehnt zur Seite, während Ludwig sich mit edlem Borne ein wenig vorwärts bückte, mit Kraft auf die Heßbarte schlug und einen Blick des Grimmes nach dem Hauptmann warf. An der wohlbeschlagenen Waffe aber sprang der Haselstock des Junkers alsobald entzwey; und eine Lache sonder Maas ertönte von den glühenden Soldaten.

„Voh Marter!“ rief der närrische Pfeifer des Haufens, „wenn die Schweizer, Kälblein also toben, wird's ein harter Strauß noch mit den Ochsen seyn!“

Die Söldner wieherten dem Spruche Beyfall zu, und Ludwig viel ergrimmiter zog jetzt seinen Dolch heraus, indessen Humbert zitternd ihn zu halten strebte, und der kleine Rudolf bittend auf die Knie fiel. Vergebens wollte Hans nun seine Stimme erheben, und mit dem

Hauptmann Frieden machen. Der riesenhafte Krieger faßte, wie zum Spiel, den kühnen Ludwig an der Rechten und den Diener an der Linken, riß sie nach der Laube hin und sprach: „so zarte Knäblein dürfen nicht so einsam geh'n! 's ist ein gar wildes Volk auf allen Straßen, und muß ich Ordnung halten, daß da niemand Leid geschieht.“ —

„O du schändlicher Strauchdieb du!“ rief Ludwig aus, „daß heiß' ich Ordnung halten, wenn man so die armen Wanderer packt, die ganz unschuldig ihre Straße aeh'n! Hätten wir ein einzig Schwert mit uns, du hättest es empfinden sollen, und anders nicht als todt mich fortgeschleppt.“ —

„Vos Unschuld und kein Ende!“ lachte der Hauptmann jetzt, „meynt ihr jungen Kühmcker denn, daß unsereins mit dem Sack getroffen ist, und nicht ein Hund von einer Katze unterscheiden kann. Eya, wenn ich fischen geh', so nehm' ich auch wohl Krebsse mit! — Ihr kleinen Schweizerknäblein seyd mir bas empfohlen, und weil's nun grad nach eurer Heimath geht, so könnt ihr mit des Weges zieh'n. Ein hübsches Trinkgeld zahlt der Vater wohl für unser gut Geleit, und etwas Böses soll Euch nicht gescheh'n.“

Auf diese Worte führten zwen Soldaten auch die beyden jüngern Knaben in das Haus hinein, und einer

hieß den Boten mitspazieren. Aber der, in gänzlicher Verstellung, schien sich gar um nichts zu kümmern, und fragte gleich, wer doch die wohlgethanen Kinder seyen, die man so gefangen nähme? — Da ward der kleine Rudolf zornig und erhob sich ihn zu schimpfen, daß er sie verläugnen wolle; aber Humbert merkte gleich des Boten Absicht, unerkannt zu bleiben, daß er ihnen nützlich würde, und hieß den guten Rudolf stille schweigen.

Des hübschen Sanges froh, stach der Hauptmann einen vollen Humpen aus, auf's Wohl der frommen Schweizerherren, die also zarte Fischlein ihm in's Netz verschaffet, und ließ dann gleich zum Abmarsch trommeln. Ein altes Packpferd ward erseh'n, um die zwey jünaern Knaben fortzutragen, und Ludwig, seines Dolches beraubt, samt Hans, in Mitte von sechs Büchsenhüzen, mußte hinter dem berittenen Hauptmann hermarschiren. Der Vannertträger mit zwölf andern folgte nach, ein Duzend gieng als Vorhut früher ab, und all der Rest in buntem Zuge und ordnungslos mit wüstem Sang und derbem Späße schlenderte gemächlich hinten nach. Der Wanderer im Mantel aber, von dem Hauptmann wohl bezahlt um seinen schimpflichen Verrath, blieb zechend in der Schenke hinter seinem Mezelglas zurück. Dem Boten unterdeß gelang mit ein paar welschen Worten die drey Junker zu ermahnen, daß sie ihn verläugnen sollten, und unerkannt schloß er dem Haufen sich an; denn seiner hatte

der Verräther gar nicht erwähnt; doch war er nicht so gänzlich unbewacht.

Und also brach die Schaar nun auf. Die jüngern Knaben weinten bitterlich, und Ludwig biß ergrimmt und schweigend sich in seine Lippen, während Hans die Büchschützen durch Gespräch ein wenig firr zu machen suchte.

Des Abends langten sie bey spätem Mondenscheine in Dtmarsheim vor einem guten Gasthof an, und alsobald quartierte sich der Hauptmann mit der Fahnenwache und den fünf Gefangenen in dem hübschen Hause ein. Da gieng das Trinken wieder los, und als der Hauptmann aus dem Zimmer schritt, um etwas nachzuseh'n, geriethen all die Landsknechte an die Schweizer hin, und neckten sie des bösllichsten. Indem so fragten sie den Boten gar mit Ernst, ob auch er ein Eidsgenosse? — und schwuren hart, er möge wohl der schlimmste seyn, und einem Duckmäuser seh' er trefflich gleich. Da sprach der Bote barsch: „so laßt mich ungeschoren! Ich bin des Doktors Artoväus Knecht *) aus Basel, und hab' ihm Zins eingetrieben zu Schlettstatt nieden, und bin

*) Unsere Reimchronik hat den Namen des Doktors nicht genannt, aber diese List des Boten erzählt sie bestimmt. Basel war damals den Schweizern zwar zugethan, aber noch nicht im eidgenössischen Bunde.

von ungefähr zu diesen Schweizerknaben gestoßen, und da so haben wir gemeine Sache gemacht bis Basel hin.“

Dem Wirthe, der das alles angehört, erhob sich ein Verdacht des Boten wegen, und er fieng listig an: „wo bleibet denn der Knecht, der nun bey dreyzeh'n Jahren schon des Doktors Zinse abgeholt?“ — Doch glücklich hatte sich der Bote wohl im Hause des Doktors umgesehen, und unbefangen sprach er: „Heinz ist unpaß diesesmal; da hat unser Herr denn mich geschickt.“ Der Wirth versetzte: „recht also! nun seh' ich doch, daß du kein Lügner bist; der Heinz ist unpaß, wie du sagst.“ — „Gesellen!“ fuhr er zu den Kriegern fort, „laßt diesen Ehrenmann nach Haus, er ist des Doktors Artopäus, meines lieben Kundmanns Knecht, und ich bin gut für ihn.“

Den Soldaten schien das billig; sie trugen es dem schwarzen Hauptmann vor, und der gedachte: für den Boten krieg' ich doch kein Lösegeld! und ließ ihn laufen; und gleich die Nacht noch machte sich der Losgewordene rüstig auf den Weg, in Basel Hülfe aufzutreiben für seine lieben Unvertrauten *). Und als er wohlbehalten

*) Die Chronik sagt:

Gemach gah'n ward von ihm gesparrt,
 Ruff mit Ernst durch die Hart, (Waldgebirge)
 Kam gen Basel denselben Tag,
 Dem Doktor sezt er mit Klag,
 Wie es um die Knaben stund, &c. &c.

dort eingetroffen, gieng er zu dem Doktor, der sogleich die Sache vor den wohlweisen Rath zu bringen wußte, da denn beschloffen ward, einen Stadtboten nach Rheinfelden zu senden, und dort, wo die Knaben sollten hingebracht werden, bey dem Bogt um ihre Freyheit einzukommen.

Inzwischen war zu Ottmarsheim den Gefangenen eine lange Nacht versprochen, und frisch begann der Zug am Rheine hinauf. Man sah zartes Mägdlein, das an dem Wege stand, betrachtete gar mitleidsvoll die zarten Schweizer Knaben; doch desto rauher fuhr gemeines Volk sie an, und dieser oder jener wackte laut sein langes Küchenmesser, „die hübschen Kälblein abzustecken!“ — Da schlugen die Soldaten ein schallendes Gelächter auf, und Ludwig blickte stolz zur Seite, während die zwey Kleinen bittere Zähren vergossen.

Man hütete sich wohl durch Baselgebiet zu zieh'n, weil Basel für die Schweizer schien; und also ward noch unterhalb in ein paar guten Schiffen über den blauen Strom gesetzt, und Humbert sagte traurig: „Da sind Wasserwellen, die von unsrer Väter Hause kommen; und weiß es Gott, ob nicht die lieben Mütter um uns Arme haben Thränen hingeweint!“ *)

*) Die Saane läuft bey Freyburg vorbey in die Nar, und diese bekanntlich in den Rhein.

Gegen Abend langte der Zug in Rheinfelden an, und da sich hier schon Söldner von dem Schwäbischen Bunde fanden, wollte sich der Hauptmann Brandolf recht mit seiner Beute sehen lassen. In langer Ordnung zog er durch das Thor, die Trommeln und die Pfeife tönnten fröhlich zu, das Panner flatterte zurück, die Knaben einzeln, je von zwey der stattlichsten Soldaten aufgeführt, erschienen vorn am Zuge schon, und alles Volk kam her und pries den klugen Führer, der in diesem Kriege sich den ersten Rang erschnappt „Fünzig Goldgülden auf den Kopf sind nicht zuviel,“ hieß es, „wenn das Hirtenvolk die drey verlaufenen Böcklein lösen will.“ — „Mäg, mäg!“ rief die muthwillige Schuljugend, und das gieng Humbert und dem kleinen Rudolf wie ein Schwerdt durch's Herz. Man warf den armen Schweizern Gras und Aeste hin, und lockte sie mit Salz wie kleines Vieh.

Zum Glücke war der Zug bald an seinem Ziel, und die drey Knaben samt dem Diener wurden in ein festes Zimmer auf das Gasthaus geschafft, wo sich der Landvogt, der herbengerufen ward, ihrer freundlich zu erbarmen schien. Er sagte zum Empfange stracks dem wilden Brandolf: „es ist schon ein Bote da von Basel her, der um die Knaben gar geziemend bitten läßt. Wir wolten's Morgen untersuchen, was zu machen sey.“ Dem schwarzen Hauptmann aber klang das garstig in

den Ohren, und in Gedanken brummt er: „daß du's Fieber hättest, alter Schalk!“ Sogleich dann schritt er zu den Seinen hin, und ließ in aller Stille bey dem nächsten Schiffer um ein großes Fahrzeug dinggen, daß er in der Nacht mit seinem Sange sich nach Waldshut aus dem Staube machte.

Drob war Essenszeit gekommen, und als Hans, den man in halber Freyheit ließ, hinab zur Küche schlich, um etwas Labung für die jungen Herren auszusüh'n, vernahm er ein Flüstern in dem dunkeln Gang, und wie er lauschend an sich hielt, so hört er ganz bestimmt den Hauptmann zu dem Fahnenträger und zu zwey Rottenführern sagen: „also früh um drey! wir vier und sechszehn Mann, und die Fünckerlein, Rhein auf, huy davon!“ — Der redliche Hans gieng mit dieser Entdeckung sofort zu den Knaben zurück, und traf es so gut, daß sie ein paar Augenblicke ganz allein waren, und er die beschlossene Entführung ihnen kund machen konnte.

Da ward berathen, sich geduldig anzustellen, als wüßte man von nichts, und alsobald zu forschen, ob nicht durch Flucht davon zu kommen sey. Es zeigte sich im Zimmer eine Thür nach hinten, die mit einem starken Nagel zugehämmert war, und bald gelang's dem Diener diesen loszumachen, daß er Nachts mit bloßer Hand vollends und ohne Geräusch sich ausziehen ließ. Ein

oben auf der Stiege hind
 er hinleit; aber Hans
 auf der Landroht, der
 hielten an, daß dort eine
 mit die sich öfne, und d
 sich in Dreyden niederg
 die jammten sich Post
 man und Rottenführer in
 jammten, und weil im
 er hat bitten, so ward m
 genommen. Der stolze Lud
 er nicht ein Wort
 unter die jungen Herren u
 er hat beachtete kein
 Hans und Ludwig seim
 überfiel die
 er in ihrer Schummer,
 waren.
 man ging es bey den Sch
 in furchter, und aus de
 Unbegl. Entfesslich wur
 zu ihm gehöret; die beran
 in hat ganz Schweizerland
 nach im Entschloßten. Die
 Manchen Fragmente sind
 manns Kriegsliedern des E

schweres Traben auf der Stiege hinderte zu schauen wo der Ausgang hingeleite; aber Hans schlich noch einmal hinaus, und der Landvogt, der heranstieg, ließ ihn geh'n. Er spähte aus, daß dort eine hölzerne Laube sey, zu welcher die Thür sich öffne, und daß von dieser Laube nach dem Hofe ein Treppchen niedergehe.

Indessen sammelten sich Voigt und Hauptmann, Pannerträger und Rottenführer in dem Gemache der drey Schweizerknaben, und weil im großen Saale viel Soldaten Zechen hielten, so ward nun hier die Nachtmahlzeit genommen. Der stolze Ludwig aß kaum einen Bissen, und wollte nicht ein Wort erwiedern, wenn zur Seltenheit die jungen Herren um etwas angefragt wurden. Aber bald beachtete kein Mensch dieselben, und während Hans und Ludwig seitwärts sich auf einem Troge schlafend stellten, überfiel die beyden Kleinern in der That ein süßer Schlummer, dessen sie gar sehr bedürftig waren.

Derweilen gieng es bey den Schmausenden mit jedem Kelchglas stürmischer, und aus dem Essen ward ein lautes Trinkgelag. Entsetzlich wurde von dem nahen Kriege nun groß gesprochen; die berauschten Zecher theilten ordentlich das ganze Schweizerland, und zwischendurch ward gellend ein Landsknechten-Lied angestimmt: *)

*) Die folgenden Fragmente sind aus vollständig aufbewahrten Kriegsliedern des Schwabenbundes.

Entium, Verquentium!
 Die Buren sind uf der Bahn,
 Und die von Silzenhosen *),
 Die frohen unten dran.

Da fuhr ein Anderer hinein:

Eins hör' ich deutlich sagen,
 Nun merket mich zuhand:
 Ein'n Bären wird man jagen,
 Der lauft im Schweizerland.

Dann spottete der Dritte auf der Eidgenossen Frey-
 heitsinn:

Deß Buren Sohn von Schwytze
 Zu seinem Vater sprach:
 Du sollt mi nit me düse, (duzen)
 Und tritt mir hintennach!

Zulezt begann der gesammte Chor:

O edler König von Oesterreich!
 Laß dynen Adler fliegen;
 Nimm in die Hand den Pfauenschweif! **)
 Die Buren müend sich schmiegen.

*) Filzhüte, Träger, Bauren.

**) Daß bekannte Helmkleinod von Oestreich; damals
 oft in Liedern erwähnt.

„König Maximilianus lebe hoch!“ rief der Bogt,
und die Kelchgläser läuteten den Verstand der Zechbrüder
zu Grabe; sie fiengen an zu schwanken, zu lallen, davon
zu schleichen, und bald nach Mitternacht war's todtenstill
in dem Kämmerchen.

Der Hauptmann einzig dachte noch an die Bewachung
der Knaben, und mit schwerem Leibe setzt' er draussen
sich zu Boden, den Rücken an die Thür gelehnt, damit
er, falls ihn Schlaf befele, ob jeglichem Versuche zur
Flucht, erwachen müßte. Des Zimmers Fenster waren
dicht vergittert, und von dem hintern Ausgang hatte
wohl der Hauptmann nichts gemerkt. — Er saß noch
nicht eine Viertelstunde da, so war er tief im Schnarchen,
und der treue Hans mit Ludwig wischte auf, die Schuhe
in den Händen, zog den Nagel an der Hinterthür heraus,
erweckte schüttelnd die zwey kleinen Herrchen und begann
die Flucht dem Hofe zu.

Ein guter Stern verschaffte, daß die Pforte nach der
Straße hin nicht zugeschlossen war, und also kamen die
vier Flüchtigen bey schwachem Mondenschein in's Freye,
wo sie gleich das Stadthor suchten. Aber dort war leider
alles schwer verriegelt, und von weitem schon rief eine
Wache „wer da?“ mit so wildem Tone, daß die Knaben
in einander fuhren, und sich nach einem dunkeln Gäßlein
retteten. Hier fuhr mit Bellen plötzlich ein Hund hervor,
und abermals ergriffen sie die Flucht zu der Kirche hin.

Die Angst gieng zwar vorüber, allein die Eiskälte der strengen Winternacht überfiel die jungen Leute, daß sie schlotterten, und vor dem scharfen Winde nur sich einen Zufluchtsort erspähten. Es war kein anderer, als das Beinhaus aufzufinden, und wenn auch jagend vor dem schrecklichen Gespensterort, ver barg das arme Völklein doch sich gern in diese schaurige Todtenhalle.

Des Morgens früh, als die Geflüchteten hier halb erstarrt auf die Thoresöffnung warteten, gieng still der alte Sigrift *) über den Gottesacker, daß er die Frühmette läute, und nun ermannte sich der treue Haus zur Rettung seiner Herren alles dem Greise kund zu thun. Kecklich schritt er in die Kirche gestreckts ihm nach, und flehte ihn um Gotteswillen, ein Paar verfolgten Schweizerknaben, die aus ungerichter Haft entronnen wären, eine sichere Stätte anzuweisen. Dem frommen Sigrift gieng die Bitte an das Herz, er hatte gestern von den Knaben etwas gehört, und so gebot er dem Diener, sie behend zur Sakristey zu führen, allwo er tröstlich ihrer pflegen wolle. Die Halberfornen eilten freudig hin, und als der Sigrift die Frühmette verläutet, trat er ihnen nach, bereitete den Armen vor dem kleinen Ofen, wo im Winter für die Geistlichen geheizet ward, ein gutes Feuer, und verließ sie dann in bestem Frieden, eine Suppe zu besorgen.

*) Der Sakristan, Küster.

Unterdeffen war im Gasthaus nach ein paar Stündchen tiefen Schlaß der Hauptmann wieder aufgewacht, und plötzlich sann er an die Schweizerknaben und an die Fahrt den Rhein hinauf. Er weckte gleich den Fahnen-träger und die Uebrigen, mit denen er von dannen wollte, und öffnete dann wohlgemuth das Zimmer der Gefangenen. „Frisch auf da, Siebenschläfer!“ stürmt' er hinein, „frisch auf, daß wir vorwärts kommen.“ — „Was die Knaben nur schlafen!“ fuhr er fort, als nicht ein Ton sich hören ließ. Aber Peter, Mord und Verrath brüllt' er durch das Haus, als ihm die offne Hinterthür der Knaben Flucht entdeckte. Da sollten Wirth und Wirthin, Knecht und Magd, und selbst der Landvogt Schuld daran seyn, und grimmig polterte er durch's Haus und sandte Boten an die Thore, nach dem ausge-rissenen Volk zu fragen. Der Wächter bey dem einen hatte dunkel ein paar Leute zwar bemerkt, doch wußte er weiter nichts zu melden, und schnaubend zog der Hauptmann jezo durch die Gassen, „nach dem jungen Faselvieh“ wie seine Worte lauterer, „selbst zu spüren!“ Bey Lebensstrafe hieß er alle Thore im Verschlusse halten, und schwur, vom höchsten Kirchenthurme bis zu dem tiefsten Kellerloch alle Winkel auszustöbern.

Vergeblich aber war er samt den Seinen schon die halbe Stadt durchrannt, und vielleicht wär' er abgestanden von der fernern Jagd, wenn nicht zwey alte Weiber,

die auß der Frühmesse kamen, ihn an die offne Kirche gemahnt. — Er hastete hinein, und glaubte durch die Stille des gewölbten Ortes ein Geräusch auß der verschlossenen Sakristey zu hören. Im Augenblicke gedacht' er: „die kann jemand hier verborgen haben!“ und leisen Trittes schlich er an die geschlossene Thür, und mit verstellter Stimme fragt' er: „seyd ihr noch beysammen, fromme Schweizerknaben?“ Da flüsterte der geräuschte Hans: „ja freylich, lieber Herr!“ und alsobald entbrannte heftiger Zorn in dem Kriegeshelden, und mit festgehaltener Faust schlug er fürchterlich auf das Eisenschloß, und brüllte: „daß Euch Küri, Marter Ohnmacht schände! hat der Satanas Euch hiehergebracht?“ *) — Zugleich erhob er ein Gevölter und ein tobendes Geschrey, wie wenn er rasend wäre. Die Schweizer aber zitterten und zaaten als sie jetzt des wilden Hauptmanns Stimme erkannten, und die zwey Kleinen beteten zum Himmel, daß er vor dem Wütherich sie retten wolle. Da kamen draussen, von dem Lärm angezogen, Priester, Scharif und Volk herbey, und einer lief, dem Landvogt die Geschichte kund zu machen. Dieser, mit Bewaffneten sich nahend, fühlte gleich sein Amtsrecht, Ruh' und Ordnung in der Stadt zu halten, und mit etwas kurzen Worten wies er Brandolfs Ungestum zurück. Der
 Haupt. I

*) So läßt der Chronikschreiber ihn fast wörtlich sprechen.

Hauptmann aber knirschte mit den Zähnen, und schwur, daß man ihn nicht um's Lösegeld bringen solle, daß er sich an höhere Gewalt zu wenden wisse, und daß man die Patrone der Schweizerbauern endlich doch für ihren guten Willen gegen kaiserliche Majestät bezahlen werde! — Mit diesen pochenden Reden schritt er trotzig aus der Kirche, nahm sein Volk zusammen, brach gen Waldshut auf, und dachte dort bey dem Obervogt den Vogt von Rheinfelden klagend zu verleiden.

Indem war durch den Sigrift, auf Befehl, daß Schloß der Sakristey geöffnet worden, der Landvogt mit seinen Knappen trat hinzu, die Leute, voller Ehrfurcht, hatten Platz gemacht, und in der Thür blieb Kunz, des Vogtes erster Diener, mit gezücktem Schwerdte hütend Schildwache steh'n. Bestürzt, und schier mit nahender Verzweiflung hatten die geängstigten Schweizer draussen den Schlüsselbund rasseln, den Schlüssel dreh'n und endlich öffnen gehört. Entschlossen zog sich Ludwig in das Hinterste der Sakristey, und wollte dort, mit einem Feuerbrand bewaffnet, selbst sein Blut an seine Freyheit setzen. Doch den übrigen schien Gnade anzuflehen, das Gerathenste, und als vollends kein schwarzer Hauptmann, als der biedere Landvogt ohne Zorngebärde durch die offne Thüre trat, da fielen Hans und die zwey andern auf die Kniee, und Sonnenschein des hoffenden Vertrauens leuchtete von ihrem Angesicht.

Der fromme Diener hielt die beyden Junker sich zur Seite an den Armen, und erhob zum Landvogt, Schutz und Hülfe bittend, seine tiefbewegte Stimme, die dem alten Manne recht zu Herzen gieng. Da nahm er die Bedrängten feyerlich in Schirm, und Ludwig warf den Feuerbrand davon und nahte sich dem tröstenden Beschützer ebenfalls, und sprach: „das ist ein edelmüthiger Ritter, dem ich mich gern ergeben will!“ —

Man führte jetzt die Knaben zwanglos auf des Landvogts Schloß, und mühte sich mit Speis und Trank und Wärme sie zu erquicken, damit man alsobald sie weiter brächte. Dem Landvogt war in etwas bang, zu Waldshut bey dem Obervogte sey durch den Hauptmann alles falsch berichtet worden. Er sandte darum gleich mit einem Wagen, der die Knaben in sich begriff, sechs Reuter und den eigenen Sohn dahin, die Sachen wahrhaft vorzutragen, und Kaspar von Mörzburg, den Obervogt, zu Gunsten der Gefangenen umzustimmen. Es fiel auch dieses leichter, als man sich vorgestellt, denn Ritter Kaspar war vor Jahren wohl befreundet gewesen mit Herrn Anton von Praroman, der Knaben Vetter *), und es war ihm lieb, dem bevorstehenden Kriege selbst zum Troste, diesen Leuten Gutes zu erweisen. Mit aller Huld empfing er sie, und eben wollte er

*) Das sagt die Chronik ganz ausdrücklich.

nach Basel an den Doktor schreiben, den die Junker als ihren Gönner nannten, wie der biedere gelehrte Herr in eigener Person zu Pferde, mit dem Boten von Freyburg, der ihm keine Last gelassen, durch das Thor von Waldshut ritt. Die Schweizer jubelten, da sie den theuren Mann erblickten, und bald war es der Obervogt zufrieden, daß die vier Erlösten mit dem Doktor frey nach Basel zögen, wenn dem grimmigigen Brandolf nur ein kleines Trinkgeld für die Lösung der drey Edelknaben ausgerichtet würde. Zwölf blanke Gulden waren alles, was man zahlte; und der Hauptmann schlug in seiner Wuth ein Tischbeck ab, und schrie, er wolle sich in Freyburg selbst an der Hellsbarte die drey Kälblein wiederholen. Er zog dem Doktor heimlich nach, der bald mit dem Geretteten zurück nach Basel fuhr *),

*) Meister Johannes Benz beschließt die Geschichte mit folgenden Worten:

Die Kind ließ man zu Basel stah'n,
 Bis daß es guten Sug mocht han;
 Da kamen s' wieder heim zu Land,
 Ohn' allen Schaden und alle Schand.
 Darnach schickt' man s' wieder mit Flys,
 Zu höher Schul gon Paris,
 Do sind sie jetzt ohn' alles Leid,
 Also han ich dir geseht
 Uß kurzist so ich kunt,
 Von den fünf Knaben zu Stund.

und hätte gern die ganze kleine Schaar zu Stücken zerhauen. Aber alles ritt und fuhr, und er mit seinem Fußvolk mochte sie nicht erreichen. Nur an einem Berge hört' er noch sie singen, aus dem alten Lellen-Lied:

Die Freyheit thut uns zieren,
Darum gebt Gott die Ehr! —

J. N. W y ß, der jüngere.

Wären sie nit von Freyburg gsyn,
Und myne Schüler, ich hätt nit die Pyn
Mit Dichten und Schryben uf mich g'leit,
Und von ihnen so viel geseht.

Die Erober

und na Kapler stand
n. j. „Lust Stu
in Jost und Vazere
ach ein fetter Br
in Darm auf Raub
in Baden, Tod un
in Dingen ließ er
D
hät er Jach und G
J. N.

Die Eroberung.

Der General von Kayser stand
Vor seinem Herr. „Lauft Sturm, Soldaten!
Euch lohnen Fürst und Vaterland,
Dort wartet euch ein fetter Braten.“

Sie liefen Sturm auf Raub und Brod und Gold;
Belohnt durch Wunden, Tod und etwas Ehrenschimner.
Den armen Bürgern ließ er Elend, Brand und
Trümmer,
Für sich behielt er Gluck und Gold.

J. N. Wyß, der ältere.

Der keinem Fürsten sich in Sklaven, Demuth neigte,
Den Geiz und Liebe nicht, nicht Thorheit unterwarf,
Der will, was jeder soll, und was er will auch
darf, —

Mit einem Wort, den ächten Weisen,
Ich fand ihn nirgendwo auf allen meinen Reisen. //

„En, en!“ versetzte Fritz, „da wo der Phönix
wobnet,

Da, denn' ich sicher, ist's, wo solch ein Muster
thronet!

Doch, Scherz beiseite, Freund: wie's in der Welt nun
geht,

Daß man den Stiefel sucht, in dem man eben steht,
Er, den so weit und fern dein Fleiß gesucht mit
Schmerzen,

Er haust an unsrer Stadt, der Mann nach deinem
Herzen!“ —

„Wie, was, und wer, und wo?“ fährt Ehren,
fried empor,

„Du sagst, an unsrer Stadt? — so sprich, vor welchem
Thor? —

O wahrlich seltsam zum Erstaunen,
Sind doch des Zufalls krause Launen! —

Zwar allerdings auf stiller Flur,

Im unverdorbnen Schooß der heiligen Natur,

Da muß der Menschheit Bier in enger Hütte wohnen,

Und hohes Selbstgefühl muß um den schönsten Land
 Der gernverlassnen Welt ihm lohnen. —
 Heil mir, daß ich den Mann all meiner Wünsche
 fand! —

Er spricht's; — sie pilgern flugs zum Thor in
 froher Eile,
 Derweil verhandelt wird, wie selten das Geschick
 So hoher Weisheit Schatz dem Menschenkind ertheile,
 Und wie zu preisen sey des Auserkohnnen Glück. —

Ein Garten zeigt sich jetzt, es sinkt der Pfad am
 Hügel,
 Und schlängelt sich hinab zum nahen Wiesenthal. —
 Dort ragt ein Giebel vor, aus Pappeln ohne Zahl,
 Und Ehrenfried gewinnet Flügel,
 Denn leise spricht, in hoher Weihe Ton,
 Der muntre Friß: „da liegt der Tempel schon!“

Die Wandrer schreiten vor, und tief in den Ges
 büschen,
 Wo sich Akazien und Rosensträucher mischen,
 Geleitet sie der Pfad an das bescheidne Dach
 In dessen Schus der weise Siedler wohnet.

Nun kürzen sie den Schritt, nun wandeln sie
 gemach,
 Des Gartens Stille wird geschonet. —

Es klopf in Ehrenfried das Herz erwartungsvoll.
 Da jetzt den großen Mann von Aug' er sehen soll. —
 „Hier“ — ruft er — „winke die Thür, und halb
 nur angelehnet,
 Als hätte selbst sie sich nach einem Gast gesehnet.“ —
 „Ja wohl, wir sind am Ziel!“ ergreift Triz das
 Wort,
 „Tritt leiser, Freund! denn heilig ist der Ort.
 Ich wag' es kaum und öffne dir die Hütte;
 Da sieh! da kniet in ihrer stillen Mitte —
 Bescheiden kniet und fromm der Menschheit edler
 Stolz!“ — —
 Mein Ehrenfried herbei, mit bangem Freudebeben;
 Er blickt hinein, — und staunt. — Bald lacht' er. —
 Ohne Leben
 Auf steifen Knieen liegt — ein Eremit von Holz.

J. R. W y ß, der jüngere.

Der Landschaftmaler.

Ueberall, wo Lafleur noch erschienen,
Hatt' ihm Liebesglück geblüht,
Weil mit Schmeicheln er, mit süßen Mienen,
In sein Netz die Mägdelein zieht.

Eines Landschaftmalers holdes Weibchen
Setzt' in Flammen nun sein weiches Herz.
Siebenmal schon lief er zu dem Täubchen,
Siebenmale sich zum Schmerz.

Denn der Schönen folget als ein Schatten
Stets ihr vielgetreuer ernster Mann,
Und verzweifelnd spinnet mit dem Gatten
Kunstgespräche Lafleur an.

Endlich ruft der Neger aus dem Franken:
„Wie! ein Landschaftmaler von Verstand
Sitzt bey seinem Weiblein ohne Wanken!
Malen nie Sie auf dem Land?“ —

J. Heinrich Sulzer.

L i n c h e n.

Die kleine Lina gieng zur Stadt, mit ihrem Vater
Zu ihres Fleißes Lohn den Elephant zu sehn,
Und sah fünf Schritte vom Theater
Erst einen Herrn mit langer Nase stehn.
Sie trippelte auf leiser Sohle,
Hin zum Papa, zog ihn gemach beim Rocke,
Wies auf den Herrn mit ihrer kleinen Hand,
Und frug: Papa, ist dieß der Elephant?

L. N. W. v. H., der ältere.

Was heimelig syg *).

(Berner Stadt, Dialekt.)

„Was ist doch o das heimelig?
 'S ist so-n-es artig's Wort!
 'S muess övvis guets z'bidüte ha,
 Me seit's vo liebe Güte ja,
 Wo mängem hübsche-n-Ort!“ —

Chumm her und los' es chlyfeli,
 Mir wei's erdaure fry! —
 'S ist nüt vo vrächtig, nüt vo groß;
 Es glychet weder Stadt, no Schloß,
 'S ist ehnder schmahl und chly.

*) Das angenehme Schweizerwort heimelig erhält in dem Deutschen heimlich den unpassenden Neben-sinn des Versteckten. Wir möchten es deswegen am liebsten durch heimathlich übersetzen.

Uf hōche Berge findsch es nit,
 Und chuun am wyte See;
 'S isch nit im breite Spiegelsaal;
 'S ist eh versteckt im enge Thal,
 Am Wäldli, Hubel eh.

Reis zierlich neuß und stattlichß Huß
 Het's dickisch im Verlag;
 Viel lieber wohnt's i Hüsene,
 I suber - n - alte Stüblene,
 Wo d' Sunne zueche mag.

U' d's Fenster sitzt es mängisch da,
 Wenn Nebelaub dra syngt,
 Wenn vorne - zu der Garte blüit,
 Und grün e dunkli Laube trüit,
 Und all's drum ume schwyngt.

I' Mittag im heitre Sunneglanz
 Isch's nit so gern bi'r Hand;
 Doch wenn der Mohn am Himmel steit
 Und d's Abedsterndli füre geit,
 De düükelet's i - d's Land.

Und wo - n - es herzigß Päärli küßt
 Bim Deyfelbaum am Bach,
 Und Chindleni drum ume sy,
 Und recht e guete Fründ derby,
 Da het's die beschi Sach.

Zu große Herre chunt es nit,
 Es fliecht sie mängisch gar;
 Hoffährtig Fraue hasset's fren;
 Und so die räße - n - o - ne - chlen,
 Der Grund ist öppe klar.
 Süß het's die guete Wybli gern
 Und bravi Töchterli;
 Es werchet mit'ne früh u swat,
 Es plaudert mit'ne chrumm u grad
 U - zellt 'ne Ständleni.
 So z'mis im Winter bint Kamin,
 Wenn Alt's u Jung's si freut,
 Es Bihli singt, es Bihli lacht
 Und zwüsche dure Pöfli macht,
 Da hilft's ech was der meut!
 Wenn b'sunders de - n - e Großpapa
 Mit Chindeschinde lehr,
 Wenn d' Großmamma 'ne Chirse bringt,
 Und alles a si use springt,
 So heimelet - es dert.
 Charzum, wo d's Herz im Lyb der seit:
 „Wie tusigs wohl bi - n - ig!“
 Wo - d' wie daheime wohne magst
 Und süß na keine Güetre fragst,
 Da isch es heimelig!
 J. R. W u ß, der jüngere.

Wort - Erklärungen.

Eng, sen; o, auch; öypis, (öppe, etwann, etwas; seit's, sagt es; mängem, manchem; chumm, komm; los', horch zu; es chlyseli, ein klein wenig; wei's, wollen es; erduure, prüfen; fry, ist fast unübersetzlich! hier kann es ungefähr bedeuten: doch endlich vollends; nüt, nichts; ehnder, eher; chuum, kaum; Wäldli, Hubel, Wäldchen, Hügel; diekisch, meistens, häufig; Hüfene, Häuschen; zueche, hinzu; a' d's, an das; mängisch, oft; truit, gedeiht, besonders von Pflanzen und Thieren; füre geit, hervorgeht; düüfeler's, schleicht es sachte; i-d's, in das; fren, das obige fry, hier bedeutet es: vollends gar; die räße, die scharfen; ne chlen, ein klein wenig; süst, sonst; werchet, arbeitet; 'ne, ihnen; zellt, erzählt; Ständleni, Ständchen, kleine, lächerliche Geschichten; z'miß, mitten; Pößli, Pößchen; ech, euch; was der meut, was ihr mögt; de-n-e, dann ein; Ghindeschinde, Kindeskindern; Chirse, Kirichen; a si use, an sie hinauf; heimeler, wird heimelig; dert, dort; der seit, dir sagt; tusigs wohl, tausends wohl, ausserordentlich wohl; Güetre, Gütern; wo-d' wie, wo du wie ic.

Zufällig findet sich, daß die bekannte Melodie des Abschiedsliedes: Lebt wohl ihr Brüder und send stark ic., nicht unpassend auf dieses Lied sich übertragen läßt. —

Die vier Fräulein von Wüfflens *).

Nach der ungedruckten, französischen Handschrift der Frau von Montolieu.

Nach einer sieben und zwanzigjährigen, glorreichen Regierung, war König Rudolf der Zweyte, von Kleinburgund, aus dem Hause Strättlingen, verschieden. Seine Wittwe,

*) Der beschränkte Raum unsers Almanachs nöthigt uns eine passende Einleitung der geehrten Verfasserin zu dieser anziehenden Erzählung wegzulassen. Sie enthielt vorzüglich eine kurze Beschreibung des noch bestehenden Schlosses, Wüfflens le château genannt, eine halbe Stunde oberhalb Morsee (Morges) in der Waadt gelegen. Dafür geben wir eine Ansicht dieser Burg nach einer trefflichen Zeichnung von Herrn Professor Kösel. Man glaubt ein Theil des Mauerwerkes rühre noch von den Römern her, während ein anderer Theil der Königin Bertha seinen Ursprung dankt.

D. Herausg.

Wittve, die wohlthätige Bertha, vermählte sich mit König Hugo von Italien, und verließ auf lange Zeit die geliebten Fluren der Waadt. Vor ihrer Abreise wollte sie der Familie ihres Edelknaben Adalbert, welcher aus Liebe zu ihr den Verstand verloren hatte, und im Schlosse Wüfflens, wo er eingeschlossen war, vom Blis erschlagen worden, ein Denkmal ihrer Huld und ihres Mitleidens für den armen Wahnsinnigen hinterlassen, und schenkte seinem ältern Bruder, dem Grafen Grimoald das besagte Wüfflens, welches sie seit jenem traurigen Vorfalle nicht mehr bewohnt hatte. Dieses wahrhaft königliche Geschenk schmeichelte der Eitelkeit und der Habucht dieses Ritters, der seinem jüngern Bruder nicht im mindesten ähnlich sah. So gut, gefühlvoll und tugendhaft Adalbert gewesen, so hartherzig, roh und kalt war der neue Burgbesitzer. Sein Herz war allen sanften Gefühlen verschlossen geblieben; seine einzigen Leidenschaften waren Hochmuth und Selbstsucht. Schon über die Jugendjahre hinweg hatte er den sanften Banden der Ehe entsagt. Ein Weib und Kinder schienen ihm eine beschwerliche Last, der er sich nicht unterziehen wollte. Stets im Kriege mit Menschen und Thieren (denn er war ein gewaltiger Jäger) war er weit mehr geneigt seinen Mitgeschöpfen den Tod zu geben, als Leben fortzupflanzen. Doch jetzt, da er sich im Besitze einer ansehnlichen Burg und so beträchtlicher Güter und Ländereyen sah, gedachte er ernsthaft daran,

sich einen Erben seiner Reichthümer zu verschaffen, und entschloß sich eine Gattin zu nehmen. Seine Wahl fiel auf das junge und schöne Fräulein Gertraud von Bergi, deren Vater, gleich wie er, mit der besondern Gnade der Königin Bertha beehrt worden war, und von ihr schon seit geraumer Zeit das Schloß Champvent, gleichfalls von ihr gebaut, zu Lehn empfangen hatte. Gertraud, der Ritters Bergi jüngere Tochter, war am Hofe der Königin mit der jüngsten Prinzessin, Gisela, erzogen worden, bis diese in Chavornay, dem damaligen Hoflager des Königs Rudolf, an einer bösen Seuche gestorben war. Nach ihrem Hinsitte hatte sich Gertraud in die Burg ihres Vaters zurückbegeben, und pflegte seit einigen Jahren seines Alters, da zu ihrem Unglück Grimoald die Augen auf sie warf und um sie zu freyen begann. Bey den Vätern jener Zeiten war es noch nicht Sitte, ihre Töchter über das Schicksal, daß man ihnen bereiten wollte, zu Rath zu ziehen. Ritter Grimoald freyt um dich, sprach Bergi zu seiner Tochter, und du wirst ihm deine Hand geben! — Gertraudens Herz war frey; kaum hatte sie denjenigen erblickt, der ihr Gemahl werden sollte, und bey diesem ersten Blicke hatte ihr sein stolzes, hartes Aussehen mißfallen; aber sie war so gut und gehorsam, daß sie sich ohne die mindeste Gegenrede, in den Willen ihres geliebten Vaters ergab. Sie fühlte, daß sie mit einem so rohen, hochmüthigen Manne zwar nie ganz glücklich

seyn werde; sie tröstete sich aber mit der schwachen Hoffnung, daß sie vielleicht seine Rohheit mildern und ihn sanftere Gesinnungen einflößen könnte. — Nebst einer reichen Aussteuer brachte sie ihrem Gemahl einen unschätzbaren Reichthum von liebenswürdigen Eigenschaften zu, die das Glück der Ehe begründen können. Aber Grimoald war unfähig diesen Schatz zu würdigen; er sah nichts als ihre Jugend und ihre blühende Gesundheit, die ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft von männlichen Erben zu versprechen schien. In der That wurde seine Hoffnung bald erhöht, und Gertraud fühlte sich in gesegneten Umständen. Grimoald setzte nicht einmal die Möglichkeit voraus, daß sie eine Tochter zur Welt bringen könnte, und bereitete sich lange voraus, den künftigen Herrn von Wüffens, den Erben seines Namens, würdig zu empfangen. Endlich erschien der langersehnte Augenblick, Gertraud wurde glücklich entbunden, aber leider von einem Mädchen, schön jedoch wie ein Engel. Die Mutter drückte es an ihre Brust und vergaß über dem Anblick des holden Geschöpfes all ihrer Schmerzen; aber der erzürnte Vater, der sich um seine Hoffnung betrogen sah, wollte das Kind kaum ansehen. Er versagte seiner Frau das Glück, es zu säugen, ließ stracks eine Amme kommen, und erklärte: daß er sich nicht der Langeweile unterwerfen wolle, ein kleines Mädchen weinen und schreyen zu hören, was er höchstens einem Sohne zu lieb ertragen hätte. — Er befahl, daß das Mädchen mit

seiner Anmie eins von den vier Thürmchen oder einen der Erker des Schlosses bewohnen und so lange dort für jedermann, selbst für seine Gemahlin, eingesperrt bleiben solle, bis er einen Sohn haben würde. Vergebens suchte die verzweifelte Gertraud, diesen grausamen Befehl zu widerrufen. Grimoald blieb unerbittlich. Gib mir einen Sohn! schrie er mit entsetzlichen Verwünschungen, und dann nur wirst du deine Tochter wiedersehen. Ich schwör' es bey dem heiligen Kreuz und bey meinem Schwerdte! — Gertraud kannte die Stärke dieses Eides und den unbezwinglichen Starrsinn ihres Gemahls. Sie schwieg und benetzte ihr geliebtes Mädchen mit Thränen, und bat allein, daß man ihm den Namen ihrer Mutter, der sie selbst bey ihrer Geburt das Leben gekostet hatte, belegen, und sie Adelis nennen möchte. Auch du, liebe Adelis! wirst, wie ich, der zärtlichen Pflege deiner Mutter beraubt, und du kannst dich nicht mit der Liebe und der Sorgfalt deines Vaters trösten, wie ich es gekonnt. —

Grimoald hatte einen Knapven, Namens Raymund, der zugleich mit ihm erzogen worden, und auf welchen er das größte Vertrauen setzte. Obschon aber die Sitten desselben eben so roh schienen als die seines Herrn, dem er mit Leib und Seele ergeben war, so hatte er doch ein menschlicheres Herz. Gertraud, die manche Probe davon gesehen hatte, war ihm gewogen, und tröstete sich eini,

germaßen, als Grimoald ihn rufen ließ, und ihm in ihrer Gegenwart die Säugamme und das Kind mit dem Befehl übergab, dieselben in einen von den vier Erkern des Schlosses einzusperren, und bey der größten Verantwortung dafür zu haften, daß sie nie herauskommen, und daß niemand, auch seine Gemahlin nicht, zu ihnen hineingelassen werde. Meine Frau soll mir einen Sohn gebären! sprach er mit rauher Stimme, und ich will sie zwingen, es zu wünschen. Grimoald ließ sich hiebey Gerechtigkeit wiederfahren, indem er glaubte, daß die Gebete eines Engels, wie Gertraud, um sich von der gütigen Vorsehung einen Sohn zu ersehen, wirksamer seyn würden, als die seinigen. — Wie heiß auch flehte sie Tag und Nacht um den Sohn, der ihr die geliebte Tochter wieder schenken sollte! Raymund indessen mußte für den Unterhalt der Neugeborenen und ihrer Amme sorgen, auf daß es denselben an nichts gebreche. — Nur langsam erholte sich Gertraud; ein tödtlicher Kummer nagte an ihrem Herzen. Nicht aus Liebe, bloß um des künftigen Erben willen, bekümmerte sich Grimoald sehr um ihre Genesung, führte sie von einem Heilbad in das andere, in Kirchen und Klöster, zu allen den sämtlichen Wallfahrten des Landes. Sie ließ sich alles willig gefallen, und war zwey Jahre lang wenig im Schlosse. So oft aber sie von einer Reise zurückkam, und die steinigste, jähe Straße betrat, die zwischen den Weinbergen vom Ufer des

See's nach Wüfflens führt, so oft hob sie einen thränen-
 schweren Blick nach den Thürmen der Burg, und währte,
 ob sie nicht in einem derselben die Spur der Wohnung
 ihrer Tochter entdecken möchte; denn sie wußte sogar
 nicht, welcher von den vier Erkern diesen theuren Schatz
 verwahre. Die Fensterchen jedoch, oder vielmehr die
 schmalen Oeffnungen in den dicken Mauern, gestatteten
 ihr nicht in das Innere der Gemächer zu sehen. Ein
 einziges mal glaubte sie zwischen den Gittern ein holdes,
 blondes Köpfchen zu erblicken. Sie warf tausend Küsse
 in die leere Luft, und flehte den Wind, sie auf die vollen,
 rosigen Wangen ihrer Adeliß, welche ihr im Augenblick
 ihrer Geburt so reizend erschienen war, emporzutragen.
 Armes Kind! seufzte sie, wie wohl würde dir, könntest
 du, so wie ich, diese frische, heilsame Frühlingsluft
 einathmen! Und du mußt in engen, dumpfen Mauern
 verschmachten. O, könnte ich an deiner Statt mein
 trauriges Leben in diesem einsamen Gemache verseufzen,
 und du der Jugend, der Gesundheit und der schönen,
 auflebenden Natur genießen: Wenn der Allgütige mei-
 nen heißen Wunsch erhört, und ich dir einen Bruder
 schenke, mit welchem Entzücken will ich zu deinem Ker-
 ker eilen, und dich befreien, und euch beyde selig an
 mein mütterliches Herz drücken! —

Endlich nach zwey Jahren, da ihre Gesundheit
 gänzlich hergestellt war, fühlte sie mit Entzücken, daß sie

guter Hoffnung sey; aber leider wurde diese Hoffnung abermals bitter betrübt. Grimoald, voll Angst und Erwartung, stand an dem Bette seiner Gattin. Er hörte den ersten Laut aus dem Munde seines zweyten Kindes, aber dieser Laut hallte nicht in seinem Herzen wieder. Er war demjenigen ähnlich, den er schon einmal gehört hatte. Ich habe noch keinen Sohn! rief er mit wuthersüchtiger Stimme, indem er das unschuldige Geschöpf, welches man ihm darreichte, von sich stieß; — ich habe noch keinen Sohn, aber noch hab' ich Kerker, um die widrigen Mädchen, die meine Frau mir ewig gebären wird, einzuschließen; denn ich hab' es geschworen, und sollt' ich noch zehn Thürme bauen lassen, all' die Töchtern, die meine Frau gebären wird, sollten eingeschlossen seyn, bis ich einen männlichen Erben habe. — Unter diesen Worten, die er mit einem rasenden Blicke auf die unglückliche Gattin begleitete, eilte er hinaus, um seine grausamen Befehle zu ertheilen. Als er fort war, nahm die Mutter das Kind in ihre Arme. Auch du, armes, liebes Mädchen! sprach sie, wirst von deinem Vater, bey dem Eintritt in's Leben verstoßen; auch du sollst mir geraubt werden! Wär' es nicht möglich, dich wohin zu verbergen, um dem harten Loos, das dir zubereitet ist, dich zu entziehen? Und sie schaute mit verwirrten Blicken um sich hin; aber ihre Bosen stellten ihr die Unmöglichkeit vor, und wie es besser sey, das Kind dem Willen des harten Vaters zu überlassen, damit es

in der Burg bleibe, und Gertraud es desto gewisser einst wieder finde, wenn sie einen Knaben gebären würde. In diesem Augenblick trat Raymund mit einer jungen, frischen Amme in's Gemach, denn der kluge Diener laß diese Ammen stets unter den schönsten Mädchen des Gaus aus, um sich bey seinem beschwerlichen Wächterdienst der Langeweile nicht preiszugeben. Er nimmt das Kind aus den Armen der Edelfrau, übergiebt es seiner Ernährerin, und verspricht, daß er für dasselbe die nämliche Sorgfalt haben werde, wie für das ältere, welches gesund und munter sey, und wachse und gedeihe.

Dies war das erstemal, daß Gertraud Nachricht von ihrer Adelis erhielt, denn bis dahin, so oft sie den Knappen darum befragt, hatte dieser geschwiegen und sich ehverbietig entfernt. Die wenigen Worte Raymunds gossen also lindernden Balsam in das betrübte Herz der unglücklichen Frau, und sie schied mit etwas mehr Gelassenheit von dem kleinen Engel. Ich will, daß man es Bertha nenne! sprach sie. Es soll den Namen der großen Königin, unserer edelmüthigen Wohlthäterin, meiner zwoyten, gütigen Mutter tragen. Vielleicht wird dieser ehrwürdige Name das Herz ihres Vaters zu seinen Gunsten erweichen. Raymund, der dieses Herz zu gut kannte, und wußte, daß es keines sanften Gefühles fähig sey, schüttelte bey diesen Worten den Kopf. Die Gräfin empfahl das Kind noch tausendmal der

Mutter und dem Knappen, und warf ihm unzählige Küsse zu, als Raymund es in einen zweyten Erker der Burg geleitete.

Raum war Gertraud aus dem Kindbett aufgestanden, als ihr ein neues, beynah eben so empfindliches Unglück zustieß, welches ihren traurigen Gedanken jedoch eine verschiedene Richtung gab. Ihr Vater, der Herr zu Champvent, fiel schwer und sehr gefährlich krank. Er hatte, nebst Gertraud, noch zwey Kinder, einen Sohn, den Stammhalter des edeln Geschlechts der Verai, welcher damals den Fahnen des Königs Hugo auf einem Kriegszug gefolgt war, — und eine Tochter, Namens Gabriele. Auch diese war von ihrem Vater gezwungen worden, und zwar einen Ritter von Grandson zu ehelichen, welcher die edle Frau in einer Anwandlung von Eifersucht erstochen, und ihren Leichnam bey Tzerten in den See geworfen, wo Fischer denselben aufgefunden und dem Vater zurückgebracht hatten. Der Schmerz des Greises verwandelte sich in Wuth, er überfiel mit seinen Heisigen den mörderischen Eidam, forderte ihn zum Zweykampf, und tödtete ihn. — Auf diese Art hatte er sich zwar gerächt und die Ehre seiner entlebten Tochter gerettet, aber nicht sein Gewissen beschwichtigt, welches ihm unaufhörlich vorwarf, daß er der erste Mörder seiner Gabriele gewesen sey, da er an ein solches Ungeheuer sie vermählt habe. Sein Kummer und seine Reue

hatte seitdem an seinem Leben genagt, und führten ihn dem Grabe zu. — Als er sich dem Tode nun nahe glaubte, berief er seine jüngere Tochter, Gertraud, um sie noch vor seinem Ende zu umarmen, und sich zu überzeugen, daß sie glücklicher sey als die arme Gabriele, denn er wußte nicht, daß sein zweyter Eidam fast eben so grausam und hartherzig sey als der erste, und Gertraud hatte sich nie die mindeste Klage über ihr Schicksal erlaubt. — Grimoald wagte nicht seinem Schwiegervater die letzte Bitte abzuschlagen, und er gestattete seiner Gemahlin, sich nach Champvent zu begeben. Gehe, sprach er zu ihr, indem er sie auf ihren Zelter setzte, gehe und lerne von deinem Vater, ob man wünschen kann nur Töchter zu haben! Unterstehe dich aber nicht, ein Wort von den deinigen zu sagen, bey Strafe sie nie, auch wenn du einst einen Knaben gebären solltest, niemals wiederzusehen. Gertraud seufzte, schaute zu den Erfern empor, empfahl der Vorsehung die theuern Gegenstände, die sie dort zurückließ, und eilte mit schwerem Herzen nach Champvent. Ritter Bergi hatte sich ein wenig erholt, und er rang noch ein paar Monate mit dem Tode, während Gertraud seiner mit kindlicher Liebe pflegte, und nie von seinem Schmerzenslager wich. Wollte Gott, ächzte er oft, meine arme Gabriele wäre gleich bey ihrer Geburt gestorben! denn besser ist es jung zu sterben, als unter der Zucht eines bösen Vaters zu leben, und solch ein Vater bin

ich ihr gewesen. Gertraud seufzte, und suchte ihn zu trösten. In ihren Armen gab er endlich den Geist auf, ohne zu ahnden, daß auch sie ein unseliges Schlachtopfer seines strengen Willens sey. Sobald er beerdigt war, holte Grimoald seine Frau nach der Burg Wüfflens zurück, und neun Monate darauf gebar sie . . . die dritte Tochter. — Ich will es nicht versuchen die Wuth des rasenden Grimoalds bey dieser abermals fehlgeschlagenen Hoffnung zu schildern. Schon hatte er den Arm ausgestreckt, um das unwillkommene Mädchen zu erwürgen; doch hielt er inne, nahm das Kind aus den Armen der Wärterin, übergab es Raymund, und zeigte ihm, ohne ein Wort zu sprechen, den dritten Erker. Gertraud hörte und sah von diesem Austritte gar nichts; denn kaum hatte sie vernommen, daß ihr eine dritte Tochter geworden, so war sie tief in Ohnmacht gesunken. Als sie wieder zu sich selbst kam, waren Kind, Vater und Knappe verschwunden. Sagt Raymunden, sprach sie mit schwacher Stimme zu den Zofen, ich wünsche, daß meine dritte Tochter sich Gabriele nenne! Meine gute Schwester, die jetzt schon unter den Engeln wandelt, wird von ihrer seligen Wohnung herunter über sie wachen. —

Je öfter Gertraud Töchter gebahr, je eifriger wünschte sie einen Sohn, der ihr das so ersehnte Glück, ihre Töchter zu umarmen, verschaffen sollte; und während

eines vierten Zeitraums, da sie gesegneter Hoffnung war, verließ sie beynahе nie die Schloßkavalle, wo sie auf den Knieen die heilige Mutter Gottes um Erfüllung ihres so heißen Wunsches flehte. Aber der Stolz des grausamen Grimoalds sollte wahrscheinlich bestraft werden, — und er sollte soviel Töchter als Erker an seiner Burg erhalten. In der That kam ein viertes Töchterchen auf die Welt. Alle Anwesenden wurden bey der Nachricht von dem Geschlechte des Kindes so bestürzt, und fürchteten so sehr die Raserey des furchtbaren Grimoalds, daß sie mit Schrecken eilig davon liefen. Das Uebermaas von Zorn brachte diesesmal eine besondere Wirkung bey dem Grafen hervor. Er stand einige Minuten lang in einer Art von Betäubung, unbeweglich wie ein Marmorbild. Aber schon drohte seine Leidenschaft mit einem fürchterlichen Ausbruch, als Gertraud ihm zuvorkam. Sie fühlte plötzlich eine übernatürliche Seelenstärke, und sie, die bis jetzt so duldsam gewesen war, ergriff rasch ihr neugebornes Mädchen, und mit einer Hestigkeit, welche selbst den wilden Ritter in Furcht und Erstaunen setzte, erklärte sie, daß nichts auf der Welt sie bewegen könnte, sich von diesem Kinde, welches sie mit krampfhaften Bewegungen umklammert hielt, zu trennen. Wenn es Euer Wille ist, unnatürlicher, herzloser Vater, es in den vierten Erker zu sperren, rief sie, so will ich ihm folgen! Ich will selbst die Wärterin, die Amme meiner Tochter seyn; und ich schwöre zu Gott den heiligsten

Eid, daß ich von nun an aller Gemeinschaft mit Euch entsage, und Euch nicht den Erben schenken will, den eine gerechte Vorsicht, Eurem Hochmuth und Eurer Grausamkeit versagt! Grimwald erstarrte über diese ihm unerhörte Kühnheit. Doch faßte er sich bald, und sagte mit dumpfer Stimme! Es sey wie ihr es begehret! Ja, ihr werdet mit diesem erbärmlichen Geschöpfe, das ihr mir und Euren theuren Pflichten vorzieht, und welches das Maas meines Unglücks vollmacht, in den vierten Erker ziehen. Aber nie werdet ihr wieder heraustreten, nie werdet ihr diesen Ort in Euren Leben wieder verlassen. Euer Daseyn soll allen Menschen unbekannt bleiben. Ihr sterbt von heute an der Welt ab, und ich werde Euren Tod überall kund machen, auf daß ich mir eine andre Gemahlin wähle, die mir Knaben, meiner würdig, gebären wird, und nicht unnütze Geschöpfe, wie Ihr und Eure weiblichen Puppen da! Macht Euch bereit noch diese Nacht in Euren Erker zu ziehen! — Er verließ sie, und sie war auffer sich vor Freude. Willig sterb' ich der Welt ab, sagte sie zu dem holden Lächterchen, und für dich, für dich allein werde ich leben, meine theure Gesela, denn so sollst du heißen, wie die holde Gespielin meiner Jugend, die Tochter der guten und edeln Bertha. Mit ihr habe ich die einzigen glücklichen Tage meines jammervollen Lebens hingebracht. Bey dir und mit dir werden diese seligen Augenblicke mir zurückkehren! Endlich werde ich Mutter seyn; ich werde dich säugen

und die heiligste der Mutterpflichten an dir erfüllen dürfen, werde mich endlich freuen, einem Geschöpfe das Leben verliehen zu haben!

Alsobald übte sie die süße Pflicht, welche die gütige Natur den Müttern auferlegte; und schon trinkt die kleine Gisela das Leben aus der mütterlichen Brust, und alle Schmerzen, alle Leiden sind vergessen. In dieser süßen Beschäftigung schlafen endlich Kind und Mutter ein. Niemand hatte sich mehr im Gemache blicken lassen, seitdem Grimoald hinausgetobt.

Doch bald wurde Gertraud aufgeweckt. Es schlug eben Mitternacht. Raymund tritt herein mit einem großen, vollen Sack auf dem Rücken, den er neben der Gräfin auf das Bett hinlegt. Sie begriff nicht, was dieser Sack enthalten könne, und wie sie mit bebender Hand darnach forschen will, fühlt sie voll Entsetzen die starren und kalten Glieder eines todten Körpers, und sieht ein, daß es der Leichnam sey, der für den ihrigen gelten sollte. — Doch der Gedanke, in ihrem Kerker einzig für Gisela und fern von ihrem Tyrannen zu leben, gab bald ihr neue Kräfte; und ihres Zustandes unerachtet, vermochte sie von ihrem Lager aufzustehen und sich ohne Hülfe anzukleiden. Dann folgte sie, die geliebte Tochter in den Armen, dem alten Knappen, welcher mit einer Leuchte in der Hand sie stumm und leise durch die langen Hallen der Burg nach dem Erker

führte, der gegen Norden liegt. — Indem sie die schallenden Bogengänge durchschreitet, denkt Gertraud an ihre andern Töchter, die so nahe bey ihr sind, und eine brennende Sehnsucht, sie zu sehen, oder wenigstens von ihnen zu hören, bemächtigt sich der zärtlichen Mutter. Sie ergreift ihres Führers Arm, und mit einem Ton, einem Blick, dessen nur Mütter fähig sind, bittet sie, beschwört sie ihn, ihr das Glück zu gönnen, ihre drey ältern Töchter nur eine Minute lang sehen zu dürfen. Raymond bleibt zuerst stumm, endlich aber erklärt er ihr mit Ehrerbietung, daß es ihm unmöglich falle ihrem Wunsche zu entsprechen, und daß er durch die schrecklichsten Eide gebunden sey. Gertraud bemerkt, daß er gerührt ist, sie dringt noch stärker in ihn, sie fällt auf die Kniee, sie klammert sich an ihn an und wiederholt mit Schluchzen und mit erhöhter Stimme ihre Bitten. Raymond, der die Ehrfurcht für seine Gebieterin nie vergaß, und fürchtete, daß ihr lautes Sprechen gehört werden möchte, verspricht ihr endlich, um diesem rührenden Auftritte ein Ende zu machen, daß er ihr Begehren erfüllen wolle, wenn sie nur jetzt still und ruhig in den für sie zubereiteten Thurm gehen wolle. Sie ergreift mit Entzücken die Hoffnung, die er ihr giebt, und geht weiter. Endlich öffnet Raymond eine eiserne Thür, dann eine zwente und spricht: hier, gestrenge Frau, ist Eure Wohnung! Es war ein ziemlich geräumiges Zimmer, an welches der Erker, worin ein zweytes,

kleineres Gemach eingerichtet war, anstieß. Beide waren reinlich und mit allen Bequemlichkeiten für Mutter und Kind, versehen, aber beide nur sparsam durch sehr enge und stark vergitterte Oeffnungen in den ungeheuren dicken Mauern erleuchtet. — Durch eine wohlverwahrte Oeffnung mit einem Drehkasten neben der Thür, sollten ihr die Speisen dargereicht werden. Und meine Töchter? spricht Gertraud mit bebender Stimme, Ihr habt mich hoffen lassen. . . . Ich werde mein möglichstes thun, gestrenge Frau, entgegenet der Knappe, und bald sollt ihr mich wieder sehen. Sorgt für Eure und Eures Kindes Gesundheit; legt Euch nieder, denn ihr bedürft der Ruhe! — Hiemit entfernt er sich. Gertraud hörte ohne Schauern die zwey eisernen Thüren, die auf ewig von der Welt sie scheiden sollten, in ihren Angeln klirren, hört die doppelten Schlösser rasseln, blickt auf ihre Tochter, die sanft in einer kleinen Wiege neben ihrem Bette schläft, fällt auf die Kniee und dankt inbrünstig Gott, daß er ihr die Kraft und den Muth gegeben, diesen außerordentlichen Entschluß zu fassen und auszuführen. Keine Klage, keine Reue erhebt sich in ihrer Seele. Nichts als der Wunsch, ihre drey ältern Töchter zu umarmen und die vierte zu erhalten, erfüllt ihr ganzes Wesen. Sie legte sich nieder, schlief sanft und ruhig, und erwachte mit Freuden, um ihrer Gisela zu pflegen. Den ganzen Tag erwartete sie Raymunden, allein er erschien nicht. Die Speisen wurden ihr wie durch unsichtbare

sichtbare Hände in's Zimmer hineingedreht. Am Abend erschallte die Todtenglocke auf dem großen Thurm der Burg, und Fackelschein von aussen drang durch die schmalen Oeffnungen und erleuchtete Gertraudens Zelle. Die Mauern waren so dick, daß sie sich nicht dem Fenster nahen und hinabsehen konnte. Doch gegenüber war der Eingang zur Schloßkapelle, und sie sah bald einen langen Leichenzug in dieselbe hintreten. Die Bahre war mit einer schwarzen Sammetdecke, woran goldne Franzen hiengen und worauf sich Grimoalds und Vergi's Wapen gestickt fanden, gänzlich bedeckt. Das war also ihr Leichenzug! — Alle ihre Leute, männlichen und weiblichen Geschlechts, in tiefer Trauer, folgten dem Sarge, und gaben alle Zeichen des tiefsten Schmerzes. Grimoald selbst war nicht zugegen; wahrscheinlich wollte er sich nicht die Mühe geben einen Schmerz zu heucheln, den er, selbst wenn seine Gattin wirklich gestorben wäre, kaum würde empfunden haben. Er hatte eine Krankheit, als Folge seines Kummer's, vorgeschickt, und heimlich sich in die große Halle des alten Thurmes eingeschlossen, wo er schon an eine zweenyte baldige Vermählung sann, und alle Edeltöchter des Landes in seinem Kopfe durchmusterte, um diejenige auszuwählen, der er seine Hand bieten würde. Furcht vor ewiger Höllestrafe, vielleicht auch vor der Rache seines Schwagers, und etwas Ehrgefühl hatten ihn gehindert, seiner Gattin das Leben zu nehmen; und, indem er sie lebenslänglich verschloß,

hoffte er mit Sicherheit, daß der Kummer und der Mangel zärtlicher Pflege sie tödten, oder daß, wenn sie noch lange leben sollte, niemand jemals Kunde von ihr erhalten, und er also seinen Zweck dennoch erreichen würde; denn nie sollten Gertraud und ihre unschuldigen Töchter die Freyheit wieder erlangen, bis er selbst gestorben sey, in welchem Fall er seinem Erben in einem versiegelten Briefe befehlen wollte, diese fünf Weiber, deren Daseyn auch ihm nachtheilig werden könnte, lebenslänglich gefangen zu behalten.

Last uns wieder zu diesen unglücklichen Schlachtopfern der unerhörten Härte eines unmenschlichen Vaters und der rauhen Sitten jener Zeit zurückkehren! — In ihrem Erker lebte Gertraud ruhig und zufrieden. Ihre Gesundheit erholte sich bald, sie säugte, sie pflegte ihr Töchterchen und freute sich seines Gedeihens. Sie zählte jedoch mit Ungeduld die Stunden und die Tage, bis Raymund versprochenermaaßen ihr die drey andern zuführen würde. Sie stellte sich dieselben wie drey Engel vor. Ihre Einbildungskraft schmückte sie mit allen Reizen der Huldgöttinnen, und mahlte ihr die geliebten Züge bis in das Kleinste vor. Adeliß mußte unfehlbar ihrer Großmutter gleichen, die den Ruf einer außerordentlichen Schönheit gehabt hatte. — Bertha sollte gewiß in ihrer Gestalt die Mischung von Würde und Milde haben, welche die große Königin auszeichnete;

Gabriele die Sanftmuth, die zarte Bildung ihrer unglücklichen Muhme von Grandson. Süße Träumereien des Mutterherzens, wie grausam soltet ihr zerstört werden, als nach vierzehn langen Tagen, die der Mutter so viele Jahre geschienen hatten, die Schlösser an den eisernen Thüren wieder rasselten, und die Ankunft des lang ersehnten Knappen verkündigten. — Vertraud erhebt bey diesem Geräusch, sie eilt an die Thür und horcht, ob sie nicht den süßen Laut kindlicher Stimmen vernehme. Doch Raymond erscheint, und er ist allein! und schon sieht die edle Frau alle ihre Hoffnungen schwinden. — Ihr habt mich lange verlassen, guter Raymond! spricht sie mit zitternder Stimme, — und ihr kommet allein. Ach! ihr hattet mir anders versprochen, und bloß diese Hoffnung hat bis jetzt meinen Muth erhalten können.

Ich habe Euch nichts versprochen, gestrenge Frau, als mein Möglichstes zu thun, um Eurem Wunsche zu entsprechen, und . . .

Und der grausame, der unmenschliche Grimoald hindert Euch daran? Aber mußte er es denn wissen? seyd Ihr ihm Rechenschaft aller Eurer Handlungen schuldig? Die gute That, die ihr an mir verrichten könnt, würde Euch vor Gott von allen Euren bisherigen Vergehungen rein waschen! Er hätte Euch das Unrecht vergeben, daß ihr mir und meinen armen Kindern zufügen geholfen. —

Muß ich doch, leider, gestrenge Frau! die so hart Bedrängte noch mehr betrüben, erwiederte Raymand mit bewegter Stimme. Ich wollte Euch erst Zeit lassen Eure Gesundheit wieder herzustellen, ehe ich Euch einen noch empfindlichern Schlag

Gott was ist es, spricht! —

Ich kann nicht sprechen! — doch dieses Schreiben meines gestrengen Ritters sollte Euch schon übergeben werden, als ich Euch hieher geleitete. — Ich hatte nur damals den Muth nicht, Euch so tief zu kränken. Da ist er! Leset nun und ergetet Euch in den göttlichen Willen. Bald werde ich wieder kommen! — Hiemit eilte er hinaus, und ließ in den Händen der erschrockenen Gertraud ein Schreiben folgenden Inhalts zurück:

„Eure drey ältern Töchter leben längst nicht mehr! Ich habe Euch bisher die Nachricht vorenthalten, weil ich noch Schonung für Euch hatte, als Ihr es zu verdienen schienet. Adeliß und Bertha sind schon während Eures Aufenthaltes in Chamvrent an einer bösen Seuche gestorben. Gabriele aber wenig Tage nach ihrer Geburt. Ich hätte vielleicht die Gegenwart Eurer Tochter ertragen mögen, weil sie nunmehr die einzige war. Allein Ihr habt meinen Zorn gereizt und mich hart beleidigt, indem Ihr das pflichtvergessene Gelübde gethan, mir keine Kinder mehr zu gewähren. Auch erneuere ich

jetzt mein Gelübde, Euch nie wieder zu sehen. Jedermann glaubt, daß ihr gestorben; Ihr seyd es in der That für die Welt, und ich könnte nicht einmal zurück treten, wenn auch ein schwacher Funken von Liebe für Euch in meinem Herzen wieder aufglimmen sollte. Doch nein! ihr verdienet keine Liebe von mir; denn Ihr habt mich nie geliebt. Laßt uns die unseligen Bande, die der Himmel nicht segnen wollte, auf immer ver- gessen! Wenn Ihr Euch geduldig dem Schicksal unterwerfet, das Ihr selbst Euch gewählt habt, so soll es Euch nie an etwas mangeln, und Ihr werdet dem natürlichsten Berufe der Weiber folgen, Ihr werdet zu Hause verschlossen sitzen, und für Euer Kind sorgen.

Grimoald v. Wüfflens."

Diese schrecklichen Zeilen warfen im ersten Augenblick die trostlose Vertraud in die größte Verzweiflung. Welcher Schmerz kann demjenigen einer zärtlichen Mutter, die ihre Kinder verliert, verglichen werden? Doch bald überlegte sie und freute sich beynahe, daß ihre armen, heym Leben ihrer Eltern schon verwaisten Töchter, jetzt einen allgütigen Vater gefunden, in dessen Schooße sie vereiniat seyen. Sie hebt die feuchten Augen zum Himmelp empor, sie wähnt ihre Kinder in Engelsgestalt und von ewiger Seligkeit umstrahlet anzuschauen. Sie erinnert sich der Rede ihres verewigten Vaters, des Ritters

Bergi: „besser ist es jung zu sterben, als unter der Zucht eines bösen Vaters zu leben.“ Er sprach wahr, mein Vater, sagte sie, Gott sey tausendmal gesegnet! Sie senkte dann ihre Blicke auf ihre kleine Gisela, das einzige Gut, das ihr übrig blieb; sie weihete ihr jetzt alle ihre Zärtlichkeit. Du brauchst nicht zu sterben, holdes Kind! sprach sie, denn du hast eine gute Mutter, die für dein Glück wachen, die dich, ihren einzigen Schatz, erhalten wird, und viel zu glücklich ist diese Sorge auf sich allein zu haben. — So hatte sie schon eine Zeit lang geschwärmt, als Raymond wieder hereintrat und sehr verwundert war, sie so schnell getröstet zu finden. Nicht einmal fragte sie ihn über die Todesart ihrer Kinder, sie schien deren kurze und traurige Erscheinung auf dieser Erde ganz vergessen zu wollen. Ihnen ist wohl! sagte sie, sie sind dort oben bey meinem Vater, bey meiner Schwester, da, wo dereinst auch ich mit ihnen vereinigt seyn werde. — Seit diesem Tage wurde sie viel ruhiger und heiterer, denn es quälte sie nicht mehr die Sehnsucht, ihre Töchter zu sehen, und der Kummer, von ihnen getrennt zu seyn. Einzig mit Gisela beschäftigt, fühlte sie sich am Ende sogar glücklich in ihrer Abgeschiedenheit. —

Nicht so ergieng es Grimoalden. Jahre schwanden hin, ohne daß er sich wieder vermählen konnte, ob er gleich stets Versuche machte, eine Frau zu finden. Daß

Gerücht hatte Vertraudens früheres betrübtet Schicksal ausgebreitet. Ihr plötzlicher Tod dann hatte bey manchen den Verdacht erregt, daß sie an den Folgen irgend einer harten Behandlung gestorben sey. So war der Graf allen Töchtern des Landes ein Schreckbild geworden, und die Väter waren durch das traurige Beyspiel des Ritters Vergi und seiner Töchter doch belehrt worden, nicht allzu eigenmächtig mit den ihrigen zu verfahren, sondern bedächtlicher in der Wahl ihrer Sidame zu Werke zu gehen. Keiner im ganzen Lande mochte es wagen seine Tochter zur Ehe mit Grimoaden zu zwingen, so sehr auch seine Reichthümer reizen konnten. Alle seine Anwerbungen wurden also zurückgewiesen, und er blieb unvermählt. Daher reute ihn zuweilen, daß er zwischen sich und seiner Gattin durch ihre Scheinliche eine unübersteigliche Scheidewand aufgerichtet habe. Dann jedoch gedachte er seiner fehlgeschlagenen Hoffnungen und seiner vier Töchter, und beredete sich mitunter, Vertraud würde ihm deren noch zwanzig geboren haben. Gibt es doch Mädchen genug in der Welt! sagte er dann, und ich kann wohl noch einen Sohn bekommen, wenn auch nicht von einem ebenbürtigen Edel-Fräulein; oder ich kann irgend einen Jungen an Kindesstatt annehmen! Mit dergleichen Gedanken suchte er sein Gewissen zum Schweigen zu bringen, und so nahm er auch seine Zuflucht zur Jagd und zum übermäßigen Trunke, um sich zu zerstreuen. Er veran-

stättete lärmende Belage in dem Rittersaal seines alten Thurms, deren eckelhaftes Geräusch zuweilen bis in Gertraudens Ohren drang. Schon seit ihrem vermeinten Tode hatte der Graf seine Wohnung ganz und gar in jenem großen Thurm aufgeschlagen, und gieng niemals mehr in das eigentliche Schloß, welches er ehemals mit seiner Gattin bewohnt hatte, und welches nunmehr seine Schlachtopfer einschloß. Außer diesen wohnte gegenwärtig dort niemand als Raymund mit seiner Familie. Er hatte nämlich die Säugamme der kleinen Bertha geheyrathet, und verließ nie diesen Thill der Burg, also, daß er selbst seinen Herrn nur äußerst selten sah. Er war seitdem auch besser und weichherziger geworden, und hatte eine wahre Zuneigung für die arme, verschlossene Gertraud und ihre kleine Gisela gefaßt. Die Sanfmuth, die Geduld, die Frömmigkeit dieser tugendhaften Frau, die Munterkeit und die Unmuth des Kindes hatten ihn gerührt. — Er besuchte sie öfter, kam zuerst zweymal in der Woche nach dem Erker, dann drey, dann viermal, endlich alle Tage. Er konnte keinen Tag mehr zubringen, ohne die holde Kleine zu sehn. Ihr kindischen Einfälle, ihre Spiele, selbst die kleinen Neckereyen, die sie verübte, belustigten ihn. Sie war zehn Jahre alt geworden, und man konnte nichts hübscheres und nichts artigeres sehen als sie. Bey dem besten Charakter besaß sie die munterste Laune, die sich niemals trübte. Da sie nichts als ihr

enges Gemach kannte, so machte sie sich keinen Begriff von einer bequemern Wohnung, und glaubte sich im Ernst bloß geschaffen, um diesen Erker von Wüfflens zu bewohnen, so wie die Vögel es seyn, um in den Lüften zu flattern. Und wenn sie auch zuweilen Flügel wünschte, wie jene, so wäre es ihr doch unmöglich gewesen, sich von ihrer angebeteten Mutter zu trennen. Die Gräfin unterrichtete sie mit einer Sanftmuth und einem Eifer, die sich nie verläugneten. Raymund verschaffte ihnen alles, was dazu nöthig und angenehm war. Er brachte der Kleinen auch Spielzeug, und tändelte selbst mit ihr. Sie kannte kein andres Gefühl als kindliche Liebe, Dankbarkeit und Freundschaft, und wähnte sich das glücklichste Geschöpf auf Gottes Erde. Sie hatte nie den mindesten Kummer, als wenn ihre Mutter unpäplich war oder traurig schien, und letzteres geschah zuweilen; denn, so ergeben in den göttlichen Willen, und so glücklich Getraud sich fühlte mit ihrer Gifela zu leben, so dachte sie doch öfters mit Bangigkeit an die Zukunft. Was würde aus ihr werden, wenn ihr die Mutter stürbe? Von ihrem Vater verläugnet und verstoßen, welche Zuflucht würde sie haben? — Wenn sie Raymunden dieses klagte, so sagte der gute Alte: So fern dieses Unglück geschehen sollte, welches Gott noch lange verhüten möge! so würde ich ihr Vater; ich würde sie zu mir nehmen; ich und meine Frau wir würden sie lieben wie unser eigenes Kind! — Sie ist ja

die Schwester der kleinen Bertha, welche von meiner Frau gesäugt und zärtlich geliebt worden. — Diese Rede erweckte mit Gewalt in Gertraudens Herz das halb erloschene Andenken an ihre verstorbenen Töchter. Sie wünschte jetzt Raymunds Frau zu sehen, und mit ihr von der seligen kleinen Bertha sprechen zu können. Aber Raymund glaubte sich noch durch seinen Eid gebunden, niemanden zu ihr zu lassen, und seine Frau wußte nichts von Gertraudens Daseyn. Sie hielt die Gute für todt, wie jedermann, und dachte die Frau, die mit Gisela eingesperrt worden, sey eine gedungene Amme, wie sie selbst es gewesen.

Da Gertraud also die Frau nicht sehen konnte, so wandte sie sich fortwährend an den Mann, und bestürmte ihn mit unaufhörlichen Fragen über ihre drey ältesten Töchter; ob sie der jüngsten geglichen hätten? wie ihre Gestalten, ihre Züge, ihr Charakter gewesen seyn? ob sie schon gehen oder reden gekonnt? u. dal. m. Auf diese wiederholten Fragen antwortete Raymund nur mit wenig abgebrochenen Worten: Er habe sie wenig gesehen, wenig in Acht genommen, und erinnere sich ihrer nicht mehr! Dann wandte er sich zu Gisela, tändelte mit ihr, und versicherte Gertraud, diese sey hundertmal hübscher und artiger als ihre Schwester ihm geschienen. — Ach, wenn sie doch nur noch am Leben wären, meine lieben Schwesterchen! sagte alsdann Gisela, ich wollte,

wenn es Vater Raymund erlaubte, und wenn er mir Flügel gäbe, wie den Schwalben, ich wollte bis an's Ende der Welt fliegen, und sie bald herbeyholen! —

Es ist unmöglich, seufzte Gertraud, sie sind nicht mehr auf dieser Welt; aber du kannst mich dafür entschädigen, wenn du mich so herzlich liebst, wie sie alle zusammen genommen, mich geliebt haben würden. — Ich aber hätte dich nicht minder geliebt, wenn ich auch alle behalten hätte, denn Mutterliebe ist unerschöpflich! —

Dieses Gefühl war in der That bey Gertrauden. Seit das lang eingeschlummerte Andenken an ihre Töchter in ihrem Herzen wiedererwacht war, konnte sie es nicht mehr verschweigen. Ihre Einbildungskraft war stets mit ihnen beschäftigt, und schuf sich tausend phantastische Möglichkeiten. Je glücklicher sie mit der jüngsten war, je öfter dachte sie, daß dieses Glück vierfach gewesen wäre, und desto mehr beweinte sie die Entschlafenen.

Einst hatte sie ihre langen, dichten braunen Haare losgebunden, und ließ sich von Gisela kämmen, als Raymund eben in's Zimmer trat. Er hatte sie noch nie mit unbedecktem Haupte geseh'n, und es entfuhrn seinem Erstaunen die Worte: O Gott! gestrenge Frau, wie sehr Ihr doch Berthen gleicht! —

Welcher Bertha? rief Gertraud bestürzt.

En nun ja, erwiederte der erröthende doch schnell gefasste Knappe, welcher sonst, als unserer großen Königin! — Ihr sprecht wohl im Traume, sagte Gertraud. Unsere Königin hat ja blonde Haare; — und sie verfiel in ein tiefes Nachdenken.

Unmöglich konnte Raymund die Königin gemeint haben, mit welcher sie auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit hatte. Was konnte er denn für eine Bertha meinen? Woher seine Verwirrung? Wer konnte es anders seyn, als ihre Tochter, die also vielleicht am Leben sey? — Dieser in der That nicht unwahrscheinliche Gedanke gährte lange in ihrem Kopfe. Ja, sie ist es, von welcher er sprach! sagte sie unwillkürlich, indem sie nach Raymunds Entfernung wie aus einem Traume erwachte. Wer? fragte Gisela, von wem sprecht ihr, liebe Mutter? Von deiner Schwester, mein Kind! von meiner Tochter Bertha. Sie lebt, es ist zuverlässig! Hörtest du nicht Raymunden sagen, daß sie mir gleiche! O Gott, könnte ich sie doch sehen, sie doch nur Einmal an mein Herz drücken! — — Laßt mich machen, gute Mutter, versetzte Gisela. Ich werde unsern Raymund so dringend bitten, daß er mir gewiß nicht widerstehen soll. —

In der That, seit diesem Augenblicke verdoppelte sie ihre Liebkosungen dem alten Diener. Sie erzählte ihm die Vorstellungen, welche sich ihre Mutter machte; sie

bat ihn auf den Knien ihr zu sagen, ob sie wirklich noch eine Schwester habe. Doch der Alte bestand auf seiner Versicherung, daß alle die drey schon längst verschieden seyen, und er vermahnte sie selbst ihre Mutter zu beruhigen, und sie aus diesem quälenden Irrthum zu reißen.

Einige Tage nachher sahen die Gefangenen mit Erstaunen zur Stunde, wo Raymund ihnen die Nahrung zu bringen pflegte, ein junges, schönes Mädchen in's Zimmer treten, welches stillschweigend den Mundkorb auf den Tisch setzte. Gertrauden war bey diesem Anblick der Athem still gestanden! sie konnte ihre Augen von der reizenden Gestalt gar nicht wegwenden. Das Mädchen schien von dem Alter wie Adeliß oder Bertha nun seyn müßten. Es wollte sich entfernen, aber Gertraud faßte es hastig bey der Hand und rief mit bebender Stimme: um Gotteswillen, liebeß Kind! wer bist du? wie nennst du dich? wer hat dich hieher gesendet? o sprich, sprich, ich beschwöre dich! —

Ich heiße Ursel, antwortete das erschrockene Kind, und bin Raymunds Tochter! Unser gestrenger Herr Ritter ließ ihn eben rufen als er zu Euch kommen wollte, und da hat er mir die Schlüssel zu diesem Thurm gegeben und aufgetragen, Euch diesen Korb zu bringen. Aber sagt ja nicht dem Vater, daß ich mit Euch gesprochen habe, denn er hat es mir strenge verboten; und ich eile fort, um nichts mehr zu sagen. —

Gertraud glaubte nun zwar nicht mehr, daß es ihre Tochter gewesen, aber sie vergoß bittere Thränen über diesen erkohenen so süßen Wahn. — —

So vergiengen noch einige Jahre, in welchen mancher kleine Umstand bey der betäubten Gräfin die Hoffnung wieder rege machte, welche dann durch irgend einen andern ebensov bald wieder zerstört wurde. In dem letzten halben Jahre kam Raymond selten mehr in den Erker. Er mußte jetzt stets um Grimmoald seyn, der in seiner großen Ritterhalle krank danieder lag. Ursel versah seine Stelle bey den Gefangenen, und besuchte sie fast täglich. Gisela hatte sie endlich durch ihre Liebeskosen und ihre muntere Laune zahm gemacht, und sie scheute sich nicht mehr, mit ihnen zu sprechen. Beyde Mädchen liebten sich zärtlich. Gertraud fragte Urseln beständig über alle Umstände ihres Lebens und ihrer Familie aus; aber so verfänglich sie ihre Fragen stellte, so konnte sie doch nicht das mindeste Licht erhalten. Ursel sagte, sie sey nie auß diesem Theile der Burg gekommen, und sie schien nicht einmal zu wissen, daß jemals andre Bewohner als ihr Vater, ihre Mutter und ihr Zwillingsbruder gewesen seyen. Ihre Eltern liebten beyde Kinder zärtlich, und wenn sie je einen Unterschied machten, so sey es zu ihren Gunsten. Gertraud hatte noch immer den heissesten Wunsch, diese Mutter zu sehen, und ließ sie durch Urseln öfters bitten, zu ihr zu

kommen, aber Raymund hatte es zu streng verboten, als daß sein gehorsames Weib es hätte wagen dürfen.

Endlich blieb Ursel selbst gänzlich aus. Die Speisen wurden den Verschlossenen wieder unsichtbar und stillschweigend durch den Drehkasten in das Zimmer geschickt. Schon seit acht Tagen hatten sie niemanden gesehen, und grämten sich über diese Strenge und über das Ausbleiben der guten Ursel auf das bitterste, als eines Abends die Thüre ihres Kerkers sich wieder öffnete, und Raymund hastig und bestürzt mit einem Leuchter in der Hand hereintrat. Kommt, sprach er, kommt Beide! Unser gestrenger Ritter Grimoald stirbt, und will Euch noch vor seinem Ende sehen. Ihr müßet eilen!

Man kann sich vorstellen, was Gertraud bey diesen Worten fühlte. Sie ergreift Giselas Hand, wirft den Arm um ihren Nacken und will ihrer Tochter Muth einflößen, indem sie selber von Schrecken betäubt einer Ohnmacht nahe ist. Muth meine Tochter! flüstert sie ihr kaum hörbar zu, du sollst deinen Vater sehen. — Obgleich Gisela selbst erschüttert war, so blieb sie doch ruhiger als ihre Mutter, und hatte sogar ein Gefühl, welches der Freude ähnlich war. Der Verlust eines Vaters, der sie nie gesehen, der sie verstoßen, und den man ihr als einen schrecklichen, furchtbaren Mann geschildert hatte, konnte ihr nicht eben nahe geh'n. Aber sie sollte nun zum erstenmale aus ihrem kleinen Gemach' in Gottes freye Luft

hinaustreten, und die Augen an dem Anblick des schönen
 Himmels weiden, von welchem sie aus ihrem Fensterchen
 kaum ein Paar Spannen hätte sehen können; sie sollte
 nun so viele neue Gegenstände schauen, die sie nur aus
 der Beschreibung kannte; wie hätten nicht Neugierde
 und Erwartung in ihrem unschuldigen Herzen laut
 werden und alle andere Gefühle betäuben müssen! Sie
 war also schnell wieder gefaßt, und hatte die Kraft sich
 mit ihrer geängstigten Mutter zu beschäftigen. Sie trö-
 stet dieselbe, sie spricht ihr Fassung und Stärke zu, sie
 unterstützt ihren schwankenden Gang, und führt sie so
 die steile Treppe zum Rittersaal in den großen Thurm
 hinauf. Doch vor der Thür, in dem Augenblick, wo
 Gertraud nach einer so langen Trennung den grausamen
 Mann sehen soll, der sie so unglücklich gemacht hatte,
 fühlt die Gräfin ihre Kräfte schwinden, und entsinket
 bewußtlos dem Arme ihrer Tochter. Allmächtiger Gott,
 meine Mutter stirbt! ruft Gisela. Hülf! Raymund,
 Hülf! um Gotteswillen! — Raymund, der mit der
 Leuchte voranschritt, kehrt sich um, sieht Gertrauden
 ohne Bewegung am Boden und Todesblässe auf ihrem
 Gesicht; er faßt ihre Hand, die er kalt fühlt und die
 kraftlos zurückfällt, erschrickt auf das heftigste, glaubt
 sie sey gestorben, und öffnet die Thür des Gemachs, wo
 Ritter Grimoald voll Angst und Reue im Begriff ist
 den Geist aufzugeben. Um sein Lager stehen drey junge
 Mädchen, die Raymund zur Hülf! auffordert. Adeliß,
 Bertha,

Bertha, Gabriele! ruft er, kommt, eilt, steht euerer Mutter bey! — Diese geliebten Namen dringen durch die Fesseln der Ohnmacht zu den Ohren und zu dem Herzen der glücklichen Gertraud. Sie öffnet die Augen und wähnt sich in den Wohnungen der ewigen Seligkeit von vier Engeln umgeben, die sich zärtlich um sie bemühen und ihr den süßen Mutternamen ertheilen. Auch Ursel war unter ihnen. Sie war Gabriele und hatte sich selbst nicht gekannt, als sie in dem Erker zu ihrer Mutter gekommen. Ihre Amme, mit der sie in einem andern Erker eingesperrt worden, war nach wenigen Tagen aus Kummer, entfernt von den Ihrigen zu leben, gestorben. Raymund hatte sich des armen kleinen Geschöpfes erbarmt, und da seine Frau, Bertha's gewesene Amme, eben mit einem Sohne niedergekommen, so hatte er Grimoalden den Todesfall verschwiegen, und Gabriele zu sich genommen, und vorgegeben, seine Frau habe Zwillinge geboren. Mit Grimoalds Erlaubniß waren früher schon, als sich Raymund vermählt hatte, Adelis und Bertha der Amme der erstern in dem nämlichen Erker übergeben worden, und unter ihrer Aufsicht blühend und schön aufgewachsen. Diese Amme und Raymunds Frau, die sie öfters besuchte, hatten zusammen ihren Unterricht besorgt und ihr Gemüth gebildet. Gabrielen aber hatte sie nie zu ihnen geführt, und ihr nicht einmal von ihrem Daseyn Kunde gegeben. Grimoald hatte aus einer Art von Schonung befohlen, daß man seiner Gemahlin

sagen sollte, ihre drey Töchter seyen todt; weil er dachte, es würde ihre Sehnsucht, sie zu sehen, vermindern, und ihre traurige Lage in etwas erleichtern. Um sich der Verschwiegenheit seines Knappen Raymunds zu versichern, hatte er ein mächtiges Mittel, welches bey Menschen selten fehlschlägt, den Eigennuz angewendet. Er hatte ihm nämlich Hoffnung gemacht, wenn er das Geheimumf unverbrüchlich bewahrte, seinen Sohn, den kleinen Arthur, einen hübschen, starken, verwegenen Jungen, an Kindesstatt anzunehmen, ihn zum Ritter zu schlagen, ihm seine großen Besitzungen und seinen Namen zu hinterlassen, und ihm die kleine Gisela dereinst zur Frau zu geben. Gertraud sollte dann mit den drey andern Mädchen heimlich in ein entferntes Kloster nach Italien geschafft werden. Aber der Graf hatte die Ausführung dieses Vorsazes immer aufgeschoben, weil er seine Heirathsgedanken noch nicht gänzlich aufgegeben, und es mit jenem Plane ihm nicht ganz Ernst werden mochte. Allein Neue, und Gewissensbisse und Ausschweifungen hatten seine Gesundheit untergraben und ein Sturz vom Pferde hatte sein Ende beschleunigt, und ihn auf das Todbett geworfen, wo er einem ehrwürdigen Priester vollständige Beichte seiner Verbrechen abgelegt hatte. Dieser, im Namen der heiligen Kirche, um seine Seele von der ewigen Verdammniß zu retten, befahl ihm, sein Unrecht so viel als möglich gut zu machen, seine Frau und seine Töchter aus ihren Ker-

fern zu ziehen, von ihnen Vergebung zu erhalten und sie öffentlich wieder in ihre Rechte einzusetzen. Grimoald unterwarf sich einer Buße, die er in seinen letzten Augenblicken noch viel zu leicht fand; und er hatte zuerst seine drey ältesten Töchter zu sich berufen, damit sie bey der Mutter für ihn sprechen, und sie zu seinen Gunsten erweichen sollten. Er durfte kaum die Verzeihung der so schwer beleidigten Gattin hoffen. Allein er kannte das unvergleichliche Herz der Tugendhaften nicht. Sie hatte ihre Kinder wieder; sie sah die Reue ihres Gemahls, und schon war alles vergessen und vergeben. Sie konnte nicht müde werden, ihre Töchter anzuschauen, sie zu umhalsen und zu küssen, und an ihr Herz zu drücken. Diese rührende Gruppe von mütterlicher und kindlicher Liebe umgab das Bett des Sterbenden, und verlieh ihm die Ruhe und die Zufriedenheit wieder, der er sich selbst so lange beraubt hatte. Nun erst hätte er wieder aufzuleben gewünscht, um dieses Glück noch länger zu genießen; allein seine Stunde schlug. Er segnete seine Töchter, und beschwor sie, ihre Mutter zu beglücken, für sie zu sorgen und sie für die langen Leiden zu entschädigen, die er ihr zugesügt hatte. Also verschied er nach wenigen Stunden in den Armen seiner Gertraud und seiner Kinder. Er verordnete noch, daß Raymunds Sohn, Arthur, in den Ritterstand erhoben, mit einer von seinen Töchtern vermählt, und Erbe seiner Leben werden sollte. Gertraud, die seit fünfzehn Jahren Ray-

munden als ihren einzigen Freund, ihre einzige Stütze angesehen hatte, gab gern ihre Einwilligung dazu; um so mehr, als ihr künftiger Eidam, den sie nun auch kennen lernte, allen ihren billigen Wünschen vollkommen entsprach. — —

Danae lebten Mutter und Töchter in glücklicher Zufriedenheit. — Vielleicht führen wir unsre Leser noch einmal, und dann von der Liebe begleitet, auf die Burg von Büfflens und ihre ragenden Thürme. —

L e b e

in ruhiger
 in steter
 in endlich
 in zu erp

in, setzen wie
 in ihnen nach
 in nach auf m
 in culture Er

in sich nicht zu
 in gerade die er
 in Duzelies ge
 in die Scene

in sich der Son
 in Wahrheit son
 in Mir sollt er
 in hohen Sonn

Lebensweh.

Willst du ruhiger und leichter
Durch des Lebens Wüsten gehn,
Sieh nicht ängstlich in die Weite,
Ferne Blüten zu ersäh'n.

Selten, selten wirst du finden,
Dem du sehnend nachgestrebt,
Und du wachest auf mit Schmerzen,
Wenn dein goldner Traum verschwebt.

Blick' auch nicht zurück mit Sehnen,
Wenn die Freude dir entwich.
Ach! zum Paradies gestaltet
Immer nur die Ferne sich.

Reizen dich der Sonne Strahlen?
Willst du Wahrheit sonder Trug?
O! der Adler selbst ermüdet
Von dem hohen Sonnenflug!

Schönheit wird dich reich umblühen,
Ist dein Herz, dein Blick gesund.
Labe dich am Silberströme;
Nur durchwühle nicht den Grund.

Hohe Menschheit darzustellen,
Hebe dich! du darfst es kühn.
Nach Vortrefflichkeit zu ringen,
Burden Flügel dir verlieh'n.

Aber, deines Wesens Würde
Bleibe dann auch unentwehrt!
Einke nie von deiner Höhe,
Nie zurück in Niedrigkeit!

Doch verzage nicht! Nur Kleinmuth
Ist's, die Kraft und Ziel vergift.
Ziel zwar, vieles kann dich drücken,
Wird es, weil ein Mensch du bist.

Immerhin! In deinem Busen
Hat die Freyheit ihren Thron,
Und sie lohnt mit Himmelsfrieden
Den geweihten Erdensohn.

Ruh' und Freude ist dein Stempel,
Großer Weltengenius!
Deine Schöpfung heut in Fülle
Nieversiegenden Genuß.

Wie Natur in tausend Formen
 Wiederstrahlt als Meisterstück;
 Strahle, Mensch, aus deinen Werken,
 Deine Trefflichkeit zurück.

Burckhard.

T h e i l n a h m e .

Vater.

Die schöne Julia liegt an den Blättern krank.

Tochter.

Ach! . . . Gott sey Dank!

J. R. W. H., der ältere.

 G r a b s c h r i f t

d e s

größten Königs im folgenden Jahrhundert.

Hier liegt ein Fürst, um den die Seinen redlich trauern;
 Die Herrschsucht hatte nichts, sein Ruhm nichts zu
 belauern.

Er führte keinen Krieg, vermehrte nie sein Land,
 Ward nicht dem Continent, den Inseln nicht bekannt.
 Sein treues Volk fand nichts vom Staat zu disputiren,
 Und Er — kaum etwas zu regieren.

 W d.

Die Schweizerdichter.

Treu dir selber erziehst du, mein Vaterland! ähnlich
dir selbst auch

Einen gepriesenen Schmuck, Sänger von edlem
Gemüth.

Steht gleich Alpen ja doch urgroß und gediegen und
fruchtbar,

Haller, bewundert und hehr, strebend zum
Himmel hinauf!

Aber wie freundlich das Thal, mit Auen und Gärten
und Hainen,

Sanft an Bächen sich schlingt, Gefner! so
ward dein Idyll.

Und wie die Väter so stark, so gewaltig zu Kämpfen
und Siegen,

Lönt aus Savaters Brust kräftig ein biederes
Lied.

Doch wie die Jungfrau'n zart, erröthend und sittig
erscheinen, —

Also der süße Gesang, welchen uns Saliß verlieh.

J. N. Wyß, der jüngere.

Mein Morgenlied im Freyen.

Aurora waltt vom Purpursitze
 Heran in stolzem Götterkleide;
 Sie krönt des Hochgebürges Spitze
 Mit glänzend, goldenem Geschmeide.

Beweht von ihren Rosenschwingen
 Hebt alles neuerquickt sich wieder,
 Und Myriaden Stimmen singen
 Dir, Gott! in allen Sprachen Pieder.

Mein Blick erhebt sich froh gen Himmel,
 Und opfert in der Morgenkühle
 Dir, mit der Schöpfung Lustgewimmel,
 O Vater! meine Dankgefühle.

Nimm liebeich sie vom Erdensohne,
 Laß sie gefallen Deiner Güte!
 Du rufest ja zu Deinem Throne
 Die Düste selbst der Rosenblüthe!

S. J. Weiß, von Zug.

Das ewige Denkmal.

Strebest ein Denkmal du dir zu gründen, das trotz
den Zeiten, —

Such' in dir selber den Stoff, Ewiges wohnt in dir.

Ebender selbe.

Unsterblichkeit.

Moys spricht jeder Warnung Hohn,

Unsterblichkeit will er mit seiner Schrift erringen.

Nun, — wir verbürgen ihm sie schon,

Die Geißel der Kritik wird sie gewiß ihm bringen.

Ebender selbe.

J. Wyttenbach,
weil. Secfelfchreiber in Bern *).

„Nur kein unnützer Knecht!“ So flehstest du täglich
zum Meister
Droben, er hörte dein Fleh'n, und du warst
fromm und getreu.

Ach! der Getreuen wie du bedarf das Vaterland vieler;
Und du verblichst! wer steht jetzt zum Vater wie du!

J. R. Wyß, der ältere.

*) Gestorben im Wintermonat 1811. Ein überaus
thätiger Geschäftsmann von hoher Bildung und
Sittlichkeit.

D. V i z i u s *).

Nicht die Kinder allein, die geboren, — die Mensch-
heit beweinet

Ihren wohlthätigen Hort, Tröster und Vater in
Dir!

War dein Kopf vortrefflicher, war dein Herz es? Um
beide

Trauert der Kranke, der Freund, trauert der Genius
Bern's.

E b e n d e r s e l b e.

*) Gestorben zu Bern im Januar 1814. Ein höchst-
verdienter Arzt und Menschenfreund.

C. H a l l e r *)

Fleißig mit künstlicher Hand erbauest du Scheunen
und Tempel,

Bauest gefühlvoller noch, leidenden Kriegern ein
Dach.

Darum zürnt dir der Tod! Sich hebend vom Lager des
Fremdling's,

Brüllt er: vergiffest nur dich! Freunde schon
zimmern den Sarg.

W d.

*) Ein ausgezeichnete Baumeister, der sich durch seine Bemühungen um das österreichische Lazareth in Bern im Januar 1814 den Tod zuzog.

Gegen die Gespenster.

(Berner, Dialekt.)

„Wenni, warum nimmst e Ma?
 Warum wottisch Hochzyt ha?“ —
 Heh! 's ist gut für d'Gspäister.
 Bsinnt di, wie si mängisch z'Nacht
 G'reblet hei, u Lärme g'macht
 Vor myn Gade, Pfäister?
 „U we jiz no eis wet cho?“
 He! so jagti's Hansi scho
 Us der Hofstet uuse.
 „'S Bott! i möcht o Hochzyt ha.
 Müeti, gi mer g'schwing e Ma:
 'S fahet mer süst a gruuse.“

G. J. Rubin.

Wort = Erklärungen.

Wottisch, willst; mänaisch, oft; g'reblet,
 mit Kragen und Geräusch umhergewimmelt; Gade,
 Oberstübchen; wett do, wollte kommen; Hoffet,
 Hoffstatt, Baumgarten beim Hause; 's Wott, ein
 betheuernder Ausruf; o, auch; gi, gib; füst, sonst;
 gruuse, schauern.

Schweizerische Sittenzüge,
Anekdoten und Volksfagen.

1.

Die tröstliche Wallfahrt.

In jenen Tagen, da fremde Einflüsterung auch über die Schweiz Krieg und Zwietracht ausäete, lebte in kleinem, verborgenem Thale eine fromme Wittwe. Mit mütterlicher Sorgfalt hatte sie zwey Söhne erzogen, die ihr Gatte sterbend ihr ans Herz gelegt hatte. Jetzt waren sie zu starken, schönen Jünglingen erwachsen.

Unbekannt mit der Welt, wußten die Bewohner des Thälchens kaum, was mit unserm Vaterlande vorgehe, als die fremden Horden in ihre einsamen Hütten drangen. Bis auf jetzt war ihnen unter dem Schutze einer gerechten und väterlichen Regierung wohl gewesen, und also muthmaßten sie von den Absichten derer, die dieselbe stürzten, wenig Gutes, und wußten nicht, welche bessere

Freiheit man ihnen bringen wollte, als die sie bereits genossen. Dennoch unterzogen sie sich geduldig den Bedrückungen der rohen Krieger von fremder Sprache und Sitte, so wie den Geboten der neuen Regierung.

Als aber die Thäler Unterwaldens so unmenschlich verheert wurden, und die Kunde der gerechten Sache ihrer Bewohner auch in die ungekanntesten Gegenden der Eidgenossenschaft drang, da erwachte in der Brust Werners, des jüngern jener beyden Söhne, ein bis dahin ihm selbst unbekanntes Heldenfeuer. „D, rief er, daß ich nicht mit diesen Einigen des Schweizernamens noch Würdigen sterben konnte! Sie starben für Gott und das Vaterland, und ich muß des Vaterlandes Schande überleben!“ —

Mit ihm weinte wohl die Mutter den gefallenen Helden eine Thräne; aber indem sie ihn sanft auf das bessere Vaterland, das den Erschlagenen nun schon zu Theil ward, hinblicken ließ, suchte sie ihn über den Untergang des jetzigen zu beruhigen.

Von Jugend an so gutartig, nichts zu thun und nichts zu sagen, was die geliebte Mutter betrüben könnte, schwieg er. Aber in seinem Herzen war es fest beschlossen, der ersten Fahne zu folgen, die ein Vaterlandsfreund gegen die Unterdrücker emporheben würde.

Unter der Last der Einquartierung und der Abgaben verstrichen die Winter, und Frühlingsmonate vom Jahre 1798 auf 1799, bis im Sommer des letztern Oestreichs Heere einen Theil uners Landes eroberten. Werner hörte, daß neuerrichtete Bataillone altgesinnter Schweizer zu ihnen stießen; sein Herz pochte vor Begierde, unter diesen Kämpfern zu seyn.

Die Mutter vermochte nicht länger den heldenmüthigen Sohn zurückzuhalten. Sie habe ihn dem Vaterlande geboren, dachte sie, und ließ ihn mit der Fülle ihres mütterlichen Segens ziehen. Aber nach wenigen Monaten erhielt sie die Nachricht, er sey seines Wunsches gewährt worden, für die gute Sache zu sterben. Fromm ergab sie sich in den Willen der Vorsehung, nur jammerte sie, nicht zu wissen, unter welchen Umständen er seinen Geist ausgehaucht; ob er vielleicht seinen Tod unter den Händen der wüthenden Krieger gefunden habe; ob ihm noch die Tröstungen der Religion zu Theil geworden seyn?

Ruhe für ihr Herz zu suchen, sehnte sie sich nach Einsiedeln zu wallen; sie hoffte Tröstung aus dem Gebete zur Heiligen, die der Schmerzen um den Sohn mehr als keine Mutter erduldet hatte.

Ihr zweyter Sohn hielt sie eine Zeit lang mit den Vorstellungen des zwey Tagreisen weiten Weges und der

damit verbundenen Kosten zurück. Sie aber vermochte dem Drang ihres Herzens nicht zu widerstehen, und ergab endlich ihren Bitten nach, sie dahin zu begleiten.

Müde und erschöpft kamen sie an; und noch am Abend eilte sie in das Heiligthum, Trost und Erquickung für die Unruhe ihres Herzens zu suchen.

Der Sohn besichtigte indeß den Tempel und seine Umgebungen von aussen. Ein junger Pilgersmann faßte ihn genau in's Auge, und that dann ohne weiters die Frage an ihn, ob er nicht einen Menschen Namens Werner * * von * * *, gekannt habe? — Jesus, Maria! der war mein Bruder, erwiederte der Befragte. Das mußst' ich glauben, sobald ich dich erblickte, rief der Fremde; so ähnlich können sich nur Brüder seyn, Dein Bruder war mein treuester Freund; wir standen unter demselben Hauptmann.

Schnell eilte der Sohn, die Mutter aus der heiligen Kapelle herbeizuführen.

Wie freue ich mich die Mutter und den Bruder meines Freundes zu sehen, sprach jetzt der Fremdling; Guevra dachte er in seinen letzten Stunden. Neben mir stehend war er tödtlich verwundet in meine Arme gesunken; mich traf in demselben Augenblicke ein leichter Streifschuß, der mir erlaubte, ihn aus dem Getümmel der Schlacht in ein nahes Dorf zu tragen. Er war

seiner vollkommen bewußt: ich rief den Geistlichen des Orts zu ihm, der ihn zum Tode bereitete. Nach diesem waren seine letzten Worte diese: könnt' ich nur noch meiner lieben Mutter danken, für alles, was sie an mir gethan! Könnt' ich ihr noch sagen: ich werde sie in wahrer, bessern Vaterlande wiedersehen, und dort ihr danken! Kommt du je in die Schweiz, so thu' es in meinem Namen! — Hier war er vom Schmerz erschöpft; ich betete mit ihm; sanft entschlummerte er an meinem Herzen. — Sein wenigtes Geld gab ich dem Geistlichen, mit der Bitte, meinen Freund in geweihter Erde begraben zu lassen. Es geschah: Mich nahmen die Franzosen als Gefangenen mit; es gelang mir zu entfliehen; ich eilte hieher, mein Dankgelübde zu erfüllen; dann wollte ich Euch in Eurer Heimath aufsuchen. Jetzt, da mein Auftrag vollzogen ist, begeben sich mich auf meine Heimreise.

Mit welchem wehmüthigem Danke sich hierauf die Mutter am Altare vor der Huldreichen hinwarf, denkt sich jedes fühlende Gemüth von selbst.

Der Sieg im Schlafe.

(Aus Justingers noch ungedruckter
Berner Chronik.)

„Der von Strättlingen *) was von Küniges Geschlecht
geborn, und kam von Engelland. In den Ziten soltend
die Künige von Frankenreich und von Engelland einen
Streit sament halten; und als man kam auf die Wast-
statt, do kam so große Welt dar von beden Zeilen,
daß von Mannes Namen wenig dabeimb beliben was.
Do gedachtend eslich wys Lüt ze beden Eiten, das ist
ein Ding, daß Ir einandren töden wellend, und Wib
und Kind nimmermehr gesechen. Dieselben Wysen wur-
dend ein Frieden heißen . . . und wurdend die Sachen vor
mengklichem offnen **), so ferr, daß zerat [zu Rathe]
ward, daß jedweder Teil einen Mann dargeben solt, und
die zwar soltend mit einandren kämpfen; und weles
Teiles Kämpfer obgelege, der Teil solt auch der Sach

*) Strättlingen, am Thuner See.

**) Wurdend heißen . . . wurdend offnen, d. i. befehlen
oder riethen, und eröffneten.

Der Ely in E

auf Jungfer und
Herrn-Urtheil

an Schmecke, und so
mit ihm von England. Die
von Gerechtigkeit und so
mit ihm; und so an die
für in der Zeit der
Gnade. Man muss
mit ihm und so
die Zeit zu machen über die
immermehr gehen. Die
den heiligen ... und die
sagen **), denn, ist die
ander Zeit über den
mit einem
obdage, so ist die

an Mann-Ge
rigen ... und die
und trüben



J. J. 1841



der ihn, und die g
128.

Da hatt der König
einen Ritter, der hat
seine Ehre hatte; der
in der König von Eng
in den Irrern; do konn
nieman finden, der d
des fremdd Gast von
Wm für den König, d
ich des Kampfes ange
hingen: Herre, der
ich bin ein fremdd
Wegland Eere mit
ich. - Nein! sprach
unterwegen, und bel
ich mit je Eotte we
ich von großer V
mitten. . . . De
ich, do er kämpfen solt
ich. Also wartet er für
sanne, do entschließ er
ich (Schacht), daß n
ich. - In den Däm
ich bald geist, w
ich: fürchtet er n

obgelegen syn, und die gewinnen han, darumb der Krieg was."

„Nu hatt der Künig von Frankenrich einen gar fürnemen Ritter, der hat das Wort, daß er zweyer Mannen Sterke hatte; der ward bald ze kämpfen dargeboten. Der Künig von Engelland soll auch ein Kemyser gegen dem bieten; do konnt er unter aller siner Ritterschaft nieman finden, der den bestan wellt, . . . so ferr, daß der frembd Gast von Stretlingen das beredt. Die Ned kam für den Künig, der besandt In bald, und bat In sich des Kampfes anzenemen. Da sprach der von Stretlingen: Herre, der Künig! das stüend mir nit wohl; Ich bin ein frömbder Mann, ich soll der Kron von Engelland Gere nit inlegen, da sovil Rittern zegen ist. — Nein! sprach der Künig, land [laßt] alle Ned unterwegen, und behaltend uns unser Gere, daß wir also nit ze Spotte werden. Der von Stretlingen mußte sich von großer Bett [Bitte] wegen der Sach underwinden. . . . Do hieß er sich führen in den Ring, do er kämpfen solt, und sazt man In in einen Sessel. Also wartet er siner Widersachers, und in dem Wartenne, do entschließ er, und schließ als fast, daß er ruhet [schnarchte], daß mengklich hort und sach, daß er schließ. — In den Dingen so kommt sin Widersach, dem ward bald geseit, wie er schließ, do erschrack er und sprach: fürchtet er mich so wenig, daß er schlaft,

ist ein Zeichen, daß ich mit Im nit kämpfe! — und
konnt In nieman in den Ring bringen. Also gewann
der von Strättlingen den Kampf schlafende, und gewann
dem König von Engelland sin Sach. . . . *)

W.

*) Diese Sage wird verschieden erzählt. Einige machen
den Ritter von Strättlingen zum Kämpfer des Königs
von Frankreich. In der handschriftlichen Chronik
von Einigen (der uralten Kirche des Erzengels
St. Michael, jetzt in der Pfarrgemeinde Spiez am
Thuner, See) wird erzählt: „Es soll auch in einem
sorglichen Krieg des Herzogs von Burgund
wider den König in Frankrych, als beyder
Heere stark wider einander zu Felde lagen, und
zwey Mann aus beyden Heerzügen gewählt worden
die mit einander streiten sollten, da soll der auf des
Herzogen Seite mit Schlafen den Sieg erhalten ha-
ben, und also den Krieg gerichtet, welches ihm
große Achtung zugezogen; denn sein Widersächer,
welcher ein Ritter des König von Frankrych war,
soll St. Michael, den Erzengel, neben dem Schla-
fenden gesehen haben ritterlich streiten, daß ihm
ein Schrecken als ein Strahl und Pfeil durch's
Herz gegangen, und also sich überwunden zu seyn
erkannt.“ — Die nämliche Chronik nennt diesen
Sieger im Schläfe, Theodoricus, und läßt ihn
von Pabst Alexander I. getauft seyn.

3.

Der Freyherr Joh. von Weissenburg.

(Vergl. Schweiz. Geschichtsforscher 1ster Band
1stes Heft, S. 56.)

Freyherr Johann von Weissenburg lebte auf seinem Stammschlosse am Simmenthal in kinderloser Ehe, und war ein großer Gutthäter der Armen, ein frommer und biederer Mann. Seine junge und schöne Gemahlin aber, aus Oesterreich gebürtig, hatte Langes weile auf der einsamen Burg, und lud aus ihrer Heimath einen Ritter, den sie liebte, mit Namen Friederich, zu einem tröstenden Besuche. Der Freyherr nahm den Fremdling so gastfreundlich auf, daß, ungeachtet seiner heißen Liebe zu der schönen Frau, dem wackern Friederich lang unmöglich fiel, etwas Ungerechtes vorzunehmen. Aber endlich, durch das Versprechen ihn zu heirathen, bewog das böse Weib den Geliebten, ihren Ehemann zu ermorden. An dem zur schändlichen That bestimmten Morgen ritt der Freyherr mit seinem Gaste nach Grüningen auf die Jagd, und da sie unfern des Schlosses unter die große Linde kamen, erstach der Gast seinen redlichen Wirth, und die Freyfrau sah von der hohen Thurmzinne freudevoll dem Morde zu. Als Friederich

darauf in's Schloß zurückgekehrt, fieng die Thät ihn alsobald zu reuen an, und wie die Freyfrau dankend ihm den goldnen Trauring an den Finger steckte, fuhr er plözlich zusammen und warf den Ring in den Burggraben, schwang sich auf sein edles Ross, verwünschte das gottlose Weib für ewig, und jagte von dannen seiner Heimath zu.

Er hatte auch hohe Zeit, denn die Diener und Angehörigen des Freyherrn verfolgten ihn, und wollten den Mord entseßlich rächen; aber sie ereilten den Flüchtling nicht.

Als man das Vermächtniß des Getödteten öffnete, fand man darin: er befehle Gott seine Seele, seinen Leib der Erde, sein Gut den Armen, weil die Reichen genug besäßen, und seine Gemahlin ihrem Buhlen Friedrich.

Der Freyherr hatte hundert weiße Kühe, und eine Allment (Gemeinweide) für 1400 Kühe sollten die Armen erhalten. Aber die Reichen machten aleichfalls Anspruch daran, weil sie noch lange nicht genug besäßen, und der Grund des Testaments nicht statt habe; also fiel den Armen nur wenig zu.

Ben Tag und Nacht nun sieht man Gespenster mit Becktaschen (Salz, Täschchen) auf der großen Allment

herum gehen, und dem Vieh zu lecken geben, welches davon stirbt *).

- *) Merkwürdig ist die Aehnlichkeit des ersten Theils dieser Sage mit einer Sächsischen von Frau Adelheid von Weissenburg, ihrem Gemahl, Graf Friedrich, und ihrem Buhler, Landgraf Ludwig von Thüringen. S. Büschings Volksagen, Märchen und Legenden. Leipzig 1812. S. 189. cc.

Glawi Baumer *).

Die Landleute von Saanen kauften sich **) los von allen dem Grafen von Greyers schuldigen Gefällen, als Todfallspflicht, Bodenzins u. s. w. und bezahlten ihm den Kaufschilling, indem sie Viehwaare, Käse und Figer sämtlich verkauften, also, daß sie den Kühen zur Uder ließen, und zum Theil von dem gekochten Blute lebten. Aber der Graf zögerte je mehr und mehr, den Landleuten ihren Kaufbrief herauszugeben, ungeachtet sie ihn flehentlich darum baten.

Da faßte Glawi Baumer, Landsvenner von Saanen, den heldenmüthigen Entschluß, den Grafen zur Herausgabe des Briefes zu nöthigen. Er machte sich mit zwey vertrauten Männern auf nach Greyers, ließ seine Ankunft dem Grafen kund thun, und erhielt den Zutritt. Im Hineinschreiten aber durch die Schloßgemächer, wo man ihn, als einen Bekannten, allein hindurch gehen ließ, schraubte er in jede hinter ihm zuemachte Thüre, gleich über dem Schloß, eine Schraube hinein, und verhinderte damit das rasche Hineinbrechen der Diener.

*) Der Name Glawi, Klawi, scheint eine Umbildung von Klaus, Nikolaus zu seyn.

**) Wahrscheinlich 1398. Siehe Ebel, Art. Saanen.

Endlich, als er im Cabinet des Grafen angekommen, forderte er mit Entschlossenheit die Besiegelung des bereits geschriebenen Kaufbriefs, und als dieselbe nicht freywillig erfolgte, zuckte er mit grimmiger Gebärde seinen Dolch und zwang den Grafen zur Ausfertigung. Als bald aber nahm er den Brief, riß ein Fenster auf und warf ihn seinen lauschenden zwey Begleitern zu. Diese, behend, ergriffen ihn, saßen zu Pferd, und sprengten ungehindert nach Saanen. Das Volk erhielt sein wohlverkauftes Recht.

Wie der Landsvenner aus dem Schlosse, und wieder nach Hause gekommen, meldet die Volksfage nicht.

In Müllers Schweizergeschichte, 2ter Thl. S. 655, (neue Aufl.), wo ganz der Platz dazu scheint, vermiffen wir diese Sage, und auch in seiner Geschichte der Landschaft Saanen (Thl. 12. seiner Werke), und in Bonstetten's Briefen über ein schweizerisches Hirtenland (Saanen), wird sie nicht benutzt. — Dennoch schien sie der Bekanntmachung werth.

Hinblick auf das Leben.

Schon hat sich das irdische Leben verklärt,
 Die Träume der Kindheit entflohen;
 Und vieles, was liebend der Jüngling genährt,
 Das hat der Mann oft schmerzlich entbehrt.
 Die Hoffnung beglückt nur den Grohen.

Und dennoch wie hängt an das Leben noch fest
 Der Greis sich mit zitternden Händen!
 O, liebende Herzen! wie gerne vergeßt
 Die Thränen ihr alle, weil Hoffnung nicht läßt:
 Es werde noch fröhlich sich enden. —

Sagt an: Was hat sich euch bleibend bewährt?
 Was ist euch treu wohl geblieben?
 Was hat der Zahn der Zeit nicht verzehrt? —
 Den Glauben, die Liebe. Sie haben gelehrt
 Der Menschheit Pflichten uns üben. —

Und du, o Jüngling, den Kummer schon beugt!

Was hast du wohl Theures verloren? —

Die Jugend, die traurig zum Ende sich neigt;

Die Wünsche, die nimmer mein Streben erreicht.

Nach ich ward zum Wohlseyn geboren!

So wisse: Verloren ist nichts; denn es lebt

Das Herz in ewiger Jugend.

Nur wen der Glauben an Zukunft nicht hebt,

Der hat verlorenes Daseyn gelebt.

Unsterblichkeit lehrt uns die Tugend.

Es welken die Blumen; das Jahr entflieht;

Doch giebt es keine Vernichtung.

Und was im Glauben umfaßt dein Gemüth,

Und hell aufdämmern die Ahnung sieht,

Das ist nicht menschliche Dichtung.

Was weinst du verlorenen Hoffnungen nach?

Manch Blümchen verwelkt in dem Kranze.

Der Keim, der verloren in Dornen lag;

Der Halm, den wüthend der Sturmwind brach,

Sind nichts ja gegen das Ganze!

Wenn dies, o Jüngling, dein Herz nicht erhebt,

So gehe dahin, und weine!

Doch wisse: Kein Wesen für sich nur lebt.

Im ewigen Frühling, der uns umschwebt,

Bist du der Blumen nur Eine;

Ein Farbensirahl, der nach Vereinigung strebt,
 Verwandt mit dem ewigen Lichte:
 Ein Ton, der zur Melodie mit verschwebt,
 Machst du, mit dem Ganzen innig verwebt,
 Durch Mißmuth den Einklang zunichte. —

Drum schließe mit Liebe dem Ganzen dich an,
 Und blick' in der Zukunft Höhen.
 Dann lernst du des Weltalls höheren Plan,
 Nach welchem die Dinge der Erde geschahn,
 Mit reinerem Sinne verstehen.

Dann söhnst du dem Leben dich wiederum aus,
 Wenn auch so manches nicht reiste.
 Die Erde war dennoch dein Vaterhaus,
 Und ob auch in dunkle Fernen hinaus
 Unruhig dein Blick oft schweifte.

Verklärt hat anders die Welt sich dir dann.
 Du lächelst entschwundenen Träumen
 Der Jugend, die mit dem Zeitsstrom zerrann,
 Weil Duldung, weil Liebe dein Herz gewann,
 Und edlere Saaten dir keimen.

Burckhardt.

Herzens.

H e r z e n s r u h e .

Tochter der Leiden,
 Die zu Gott führen,
 Komm', leise, milde Freude,
 Umfange mich
 Mit deinem Frieden!

Stürme bewegen
 Nur Bewegliches.
 Fest auf sich selber ruhend
 Bleibt der innre Grund,
 Wie's auch von außen
 Lobt, unerschüttert.

Einsame Traurigkeit
 Ist nicht verlassen.
 Ihren Klagen
 Deffnet sich der Himmel,
 Und Engel kommen,
 Sie zu besuchen.

Unglücklich ist,
 Wer's glaubt zu seyn;
 Er ist von sich
 Und jenem Rath verlassen,
 Durch den Gott hilft!

Uneben sind
 Des Lebens Pfade.
 Wir müssen alle
 Kämpfen und dulden;
 Aber der Glaube
 Hilft uns siegen.

Der Tugendhafte
 Ist der Stärkste;
 Sein Freund ist Gott.
 Wo Frevler zittern,
 Da steht er hoch
 Auf seinem Felsen
 Der Ewigkeit!

Kein Vorgesühl
 Der andern Welt
 Sieht's ohne Trübsal!
 Die Nacht nur führt
 Den Blick zum Himmel!
 Der Tag zieht ihn zur Erde nieder.

O selig, selig!
 Wen frey von Schuld
 Des Herzens Friede
 Im Leiden stärkt:
 Der kann getrost
 Zu Gott sich wenden,
 Auf Gott vertrau'n,

U. Tschudi.

6



Kessel del.

J. Hay, sc.

b

Die
H m f
er mit die G
die bedrückt
er, d. Hohen
und, die,
Kantons
die Gebirg
die und die
Kantons
die Hohen von g
er.
die spüre
die Götter
die, wenn je
Kantons

Die Tr

Amfol

von auch die schönst
schon durchreist, u
mit, so bleiben do
zurück, die, weil
in hundertsten gele
dem Einheimischen
kint uns die Tr
unvollstehere Nam
in höher von gesch
m.

Der ganzere Name
hab. Höhle, un
will, wenn jeman
Kurzlich? "

Die Traufhöhle

ben

Amfoldingen.

Hat man auch die schönsten und besuchtesten Gegenden der Schweiz durchreist, und manche herrliche Genüsse sich bereitet, so bleiben doch eine Menge von Merkwürdigkeiten zurück, die, weil sie noch wenig bekannt, und nicht an Hauptstraßen gelegen sind, sowohl den Fremden als den Einheimischen zu entgehen pflegen. Eine solche scheint uns die Traufhöhle ben Amfoldingen, deren gewöhnlicherer Name selbst schon bezeugt, wie wenig sie bisher von geschmackvolleren Menschen beachtet worden *).

*) Der gangbare Name ist nämlich Rindfleisch-Fluh, Höhle, und die Bandleute sagen auch wohl, wenn jemand hingehet: „wollt Ihr in's Rindfleisch?“

Wenn man von Bern über das schöngelegene Thierachern, nach Umsoldingen fährt, so streift man nur an einigen der äussersten Häuser dieses Dorfes auf der Seite von Thun hinweg, und steigt dort von dem Wagen, um auf einem Fußpfad in einen bebüschten Schachen zu wandeln, wo die Höhle binnen einer Viertelstunde sich bequem erreichen läßt. Das alte Bett des Kanderflusses zieht sich hier von Strättlingen herkommend gegen Thierachern hinunter. Stiller Tannwald mit mancherley Gebüsch untermischt, nimmt den ansehnlichen Raum ein, den die schäumende und tosende Kander sonst eilig durchströmte. Sie war furchtbar durch Ueberfluthungen, und wurde gebändigt durch den Kanal, der sie jetzt in den Thuner See führt. Aber ein Bach, den sie sonst aufgenommen, und der den Namen des Glüttschbachs trägt, rinnt langsam und wie in Trauer durch die mächtigen Furchen, welche von der Kander eingewühlt worden. Ein hilfloser jüngerer Bruder scheint in dem düsteren Waldesgrunde die entführte Schwester zu suchen. Mit seufzendem Geriesel ruft er sie fruchtlos herbey.

Ueberraschend ist nach einigen hundert Schritten, welche man rechts im Gehölze bachaufwärts gethan hat, der Anblick einer großen, hochgewölbten Grotte, die sich in einem ansehnlichen Felsen an die 30 Fuß emporzieht. Sie mag 50 Fuß Breite haben und 16 in die

Tiefe. Ueber eine schmale, niedrige Brücke von einigen fast unbehauenen Balken schreitet man hinein, und findet sich bald in dem Hintergrunde *).

Je nach der einfallenden Beleuchtung muß der Blick von hier in die Tannen und Buchen des Randergrundes ungleich gefällig seyn. Man fühlt sich einsam und von aller Welt geschieden. Nicht einen Vogel vernahmen wir; aber zahlreiche, über die Oeffnung der Höhle herabfallende, tuffhaltige Wassertropfen unterbrechen mit eintönigem Klatschen die feyerliche Stille des Ortes. Trockend hat die Feuchtigkeit sich unten gesammelt, und bildet kleine Wasserbecken, und kräuterreichen Sumpfboden.

Bei weitem das Seltsamste von dieser Grotte sind die gewaltigen herabhängenden Stalaktiten, welche zum Theil in den sonderbarsten Formen blasgraun und zottenähnlich herunterstarren. Von jedem derselben träufelt zu äusserst das Tuffwasser in langsamem Takte beständig noch fort, und in einem Jahrhundert dürften manche bis auf den Boden reichen, und den Anblick des Ganzen um ein Großes bedeutender machen.

Offenbar ist die Höhle von der Rander bey ihrem

*) Siehe die Ansicht, welche von hier aus Herr Professor Köfel gezeichnet hat. Nur wußten wir den Berg im Hintergrunde nicht zu finden.

alten Durchflusse gebildet worden, und da der Fels, in welchem sie wölbt, aus Kalkstein besteht, so hat diese Arbeit wohl Jahrhunderte gedauert. Rechts, links, oben, unten ist der Andrang der steinwälzenden Fluthen noch erkennbar; und gleich als hätten die Najaden — von dem Strome wider Willen dahingerissen — sich eine bleibende Stätte zu graben versucht, sind Höhlungen allenthalben ausgewühlt. — Noch zwey Duzend Menschenalter länger, so wäre die Höhle vielleicht weit in die Tiefe gegangen, zumal da die untern Schichten derselben aus Kalksteingeschieben besteh'n, die durch ein Cement von Kalksinter verbunden sind, und sehr der Nagelfluh ähneln. Es scheint das Stromwasser hätte hier leichte Arbeit bekommen, um tiefer hincinzufressen. Damals aber mochte das äußre Herunterträufeln keine Tropfsteine bilden, denn unmittelbar fast rann das Wasser auf den Spiegel der Kander, und darum sind die Stalaktiten, wenn auch schön, doch vermuthlich erst im Beginn ihrer künftigen Größe.

Wie dem auch sey, der Ort ist sehenswerth, und es fehlt ihm nichts als eine ausschmückende Sage. Warum ist die Kander ein Jahrhundert erst abgegraben? — Aus älterer Zeit hätte das Kloster Umsoldingen und das benachbarte Schloß Jagdberg, das jetzt in Ruinen liegt, einen trefflichen Stoff geliefert, um entweder eine fromme Klausnergeschichte oder eine wilde Ritterscene hieher zu

verlegen. Viel sanfter und friedlicher ist das Gemälde, welches die Grotte jetzt anzubieten hat. Bey stürmischem Wetter treiben Schaf- und Geiß-Hirten ihr Vieh hinein, und machen sich wohl ein Feuer an irgend einer Ecke. Dann freylich sollte Theokrit vorüberschweben, und das Völklein belauschen, und irgend einen vaterländischen Dichter begeistern zu lebendiger Dichtung von der mahlerischen Natur Idylle.

Wer die Höhle besucht und noch Zeit hat, der schreite weiter am Glitschbach hinauf, und er wird bald an der jenseitigen Höhe des alten Kanderufers andere merkwürdige Auswaschungen finden, und über den ehemaligen hohen Wasserstand des Stromes erstaunen müssen.

Doch genug von der Traufhöhle, wir wünschen, daß sie diesen passenden Namen immer allgemeiner erhalten möge.

W.

C h a r a d e n.

1.

Wenn die Heerde zuchtvergeffen
 Durch Gebüsch und Hecken bricht,
 Und ein loser Wicht vermessen
 Dich mit frechem Wize sticht:
 Wenn der Jahre schwere Last
 Dir das matte Knie unwunden;
 Greif' zur Ersten! und du hast
 Was dir frommen kann, gesunden.

Wenn die Faust zum Schlachtgewühle
 Um des Schwerdtes Griff sich ballt;
 Und in dunkler Wälder Kühle
 Jagdgelärme rings erschallt;
 Dann wirst du die Zweyte hören. —
 Feindlich droht sie deiner Brust,
 Willst du kühn den Büffel stören,
 Wenn er tobt in wilder Lust.

Vereinst du nun das Enlbenpaar,
 So stellt sich dir ein Riese dar,
 Entsprossen aus der Vorwelt Bluthen,
 Getaucht in Noahs grause Fluthen. —
 Es ruht tief in der Erde Klüften
 Sein unerschütterlicher Thron,
 Und trotzend spricht aus höhern Lüften
 Sein Haupt den Fluren Uechtlands Hohn.

D r h m.

2.

Mein Erstes fliehet vor Stürmen her;
 Mein Zweytes schwimmt nach Strom und Meer;
 Mein Ganzes regnet in ein Thal,
 Wo meines Gleichen ohne Zahl
 Die grünen Matten süß erquickt,
 Und hoch der Wandrers Herz entzückt.

X. D.

3.

Willst du des Ganzen Wonne froh verkünden,
 Sobald die Letzte liebevoll dir lacht,
 Darfst du die beyden Ersten nicht verbinden,
 Sonst sinkt das schöne Bild in düstre Nacht.

Und wenn die Ersten schwermuthsvoll sich trüben,
 Kein Drittes durch die finstre Wolke dringt,
 Sollst du im Glauben unverzagt dich üben!
 Mein Ganzes den errungenen Lohn dir bringt.

S. R.

4.

Mein Erstes, Leser! zu errathen
 Ist möglich zwar, doch nicht so leicht.
 Mein Zweytes zeige rasch in Thaten,
 Wenn jede Hoffnung dir entflucht;
 Sonst wahrlich bist du schlimm berathen,
 Wenn dich des Ganzen Pein erreicht.

Drhm.

5.

Zwey Syllben, wunderbar vereint,
 Sind ewig gram sich, ewig feind.
 Kein Band ist, das die Beyden hält,
 Sie fliehen sich von Welt zu Welt.
 Wer Eine wünscht und Eine sucht,
 Der sehnt sich nach der andern Flucht,
 Und dennoch, wen die Erste plagt
 Wo sie die Zweyte hat verjagt,
 Der schafft sich leicht das Ganze an,
 Daß er der Ersten wehren kann,

Bis allemal nach kurzer Zeit
Die Zweyte siegend ihn erfreut.

K. D.

6.

Mein Erstes gern im Zweyten lebt,
Mein Ganzes nach dem Ersten strebt,
Drum auf dem Zweyten listig schwebt,
Und sich das Erste selbst erhebt,
So daß das Ganze lebt und webt,
Wo scheu und bang das Erste bebt.

K. D.

R ä t h s e l.

(Berner, Dialekt.)

1.

D' Erde-n-isch's, die mi erschafft,
 Doch ohne Süüv hätt-i kei Chrafft,
 I d' Luft wird höch mi Nase g'henkt,
 Dem Wasser z'trog wo-n-alles tränkt.
 Hätt mynesgliche nit Sorg zum Huus,
 Du luegtisch nit lang zum Fenster uus!

G. J. K.

2.

I will der öpviß arigs säge,
 Errath mer deh, wer das mag sy!
 I bi scho i de Windle g'lege
 U bi no nit aibohre a'sy,
 Us Mutterlyb scho längste g'schloffe,
 U doch noh gar nit uf der Welt;
 Das sich es Räthsel will i hoffe,
 U doch isch's gut u richtig g'stellt.

G. J. K.

Schweizerische Litteratur.

Wir setzen nach dem Wunsche von einigen unserer Leser die Anzeige der seit dem Sommer 1812 erschienenen, und einer allgemeinen Unterhaltung angehörenden Schweizerischen, in unsrer angefangenen Weise hier wieder einmal fort. (S. Utoprosen für 1813. S. 283.)

Von den früher schon aufgeführten Schriften sind ein paar Fortsetzungen erschienen, die wir bloß zu nennen haben. Die Geschichte des Cantons St. Gallen, durch Hld. von Arx ist mit einem dritten, und die helvetische Kirchengeschichte von Witz mit der ersten Hälfte des 4ten Bandes vermehrt worden. Das anerkannte Verdienst von beyden Werken erhält sich. Den Schweizerischen Robinson hat ein zweyter Band einstweilen geschlossen, und bereits hat das Werk durch die Hand einer geschätzten Schriftstellerin aus der französischen Schweiz, der Frau von Montolieu, eine Uebersetzung erhalten, welche demnächst mit einem

dritten und vierten Bändchen soll geschlossen werden.
(Paris 1814.)

Daß die Almanache und Neujahrs-geschenke mit ihren Fortsetzungen nicht ausgeblieben, versteht sich von selbst. Unter den ersten zeigen wir bloß den Helvetischen an, der in den zwey letzten Jahren uns Basel und Zürich mit vieler Zweckmäßigkeit geschildert hat. Die Beschreibung des letztern Cantons war zwar schon im Jahrgang 1800 geliefert, erscheint aber hier neu, und zeigt jetzt nur noch die Waadt und das Aargau aus. Die Neujahrs-geschenke sind am meisten in Zürich zu Hause, wo sie zum Theil mit trefflichen Kupfern ausgestattet werden. Ihre Anzahl jedoch verbietet uns alle zu nennen. Die zwey letzten der Künstler-gesellschaft lieferten die Lebensbeschreibungen von Ludwig Hess und von Heinrich Freudweiler, kurz, lehrreich, unterhaltend. In Bern ist auf 1813 Niklaus von der Flüe, und auf 1814 von einem neuen Bearbeiter die Erbauung Berns mit Liebe und vaterländischem Sinne geschildert worden.

Daß die geschätzten Erweiterungen für 1814 wieder angefangen, und mit Beyfall angefangen, wird Niemand von uns zuerst erfahren müssen. Und dem Kunstfreund ist auch wohl nicht entgangen, daß seit dem May 1814 ein zweytes Heft der historisch, merk

würdigen Schweizer-scenen, von Lyps, Hegi, Bollmar u. s. w. zu haben ist. Die Zeichnung von J. M. Usteri schien uns besonders anziehend.

Von neuer erschienenen Schriften wollten wir zuerst die historischen, dann die landbeschreibenden, und endlich die dichterischen, soweit sie uns bekannt geworden, hier in Erwähnung bringen. Eine zu Bern entstandene vaterländische geschichtsforschende Gesellschaft hat drei Hefte von einem Schweizerischen Geschichtsforscher (Bern bey Walthard) herausgegeben, der bedeutende Aufsätze enthält; wie vorzüglich: Hest 1. Versuch einer diplomatischen Geschichte der Reichsfreyherren von Weissenburg im Canton Bern. — Handfeste der Stadt Srenburg, von 1249. — Hest 3. Die Stadt Bern unter dem Schirm der Grafen von Savoy 1266. — Alles mit sorgfältiger Nachweisung der Quellen. Durch ein gelehrtes Mitglied dieser Gesellschaft, Herrn Kirchhofer, ist mit gewohnter Gründlichkeit das Leben des Baseler Reformators, Oswald Myconius (Zürich 1813) bearbeitet worden. Eben so verdienstvoll, und anziehend durch Menge der Thatfachen, und merkwürdige Sittenzüge sind die Jahrbücher der Stadt Zürich, von Salomon Hirzel (erster Band, Zürich 1813). Uebriglich, in Rücksicht auf manche seltene, sehr speciellte Mittheilungen sind Herrn Rathschreiber Schäffers Materialien zu einer

vaterländischen Chronik des Cantons Appenzell, vierter Jahrgang, Herisau 1812.) Eine Fortsetzung davon ist uns jedoch nicht bekannt geworden.

Im beschreibenden Fache scheint uns den ersten Platz zu verdienen die Reise auf die Eisgebirge des Cantons Bern (Narau 1813), eine Fortsetzung der Reise auf den Jungfrau, Gletscher, von J. R. Meyer und Hieronymus Meyer (ebend. 1812.) Mit Lebhaftigkeit und gedrängter Anschaulichkeit ist das nur zu kleine Büchlein abgefaßt. Man hat allgemein einen noch umständlicheren Bericht gewünscht. Weniger bekannt wurde bisher Schulers Beschreibung der Linththäler (Zürich 1814), welche jedoch ein besonderes Verdienst um die Darstellung der großen Linth-Unternehmung im Canton Glarus hat. Das Neueste in diesem Fache ist die Reise in die Alpen, von Hrn. Kunstmaler König, (Bern 1814), eine rascherzählende Schilderung des Berner, Oberlandes, nämlich der Gegenden von Interlaken, Lauterbrunnen, Grindelwald und Hasle, mit beigefügten, zum Theil neuen naturhistorischen Abhandlungen. Das Büchlein ist besonders als Taschenbuch für Fremde auf dieser Reise über Thun, Unterseen, Interlaken, Lauterbrunnen, Wengenalp, Grindelwald, Scheideck, Meyringen, Brienz und Rückweg nach Bern, anzusehen. Von S. 60 fangen die allgemeinen Bemerkungen über das Land, Erzeug.

Erzeugnisse, Sitten und Darstellungen in Kupferstichen, an, worauf die naturhistorischen Abhandlungen, über den Mechanismus der Gletscher, über Thiere, Pflanzen und Geognostik folgen. Die Vorrede enthält eine Berechnung der Reisekosten, wobey wir nur die Angabe der Orts-Entfernungen vermissen. Das erste Kupfer stellt in Umrisen die Aussicht vom Abendhügel bey Interlaken, auf beyde Seen vor, das zweyte die von Gemmenalp, und das dritte den sogenannten Stollenwurm.

Der populären und der poetischen Bearbeitung unserer vaterländischen Geschichte sind einige schätzbare Schriften gewidmet worden. Stierlins Schweizerischer Ehrenspiegel (Bern 1813) ist allein auf die erste berechnet, und geht Hand in Hand mit Schulers frühern Werke, die Thaten und Sitten der Eidgenossen. — Poetisch, und zwar dramatisch, hat Herr Keller, Bildhauer von Zürich, in einem ersten Bande vaterländischer Schauspiele (Zürich 1813), den Burgunder-Krieg zum Theil mit Kraft und Glück geschildert. Hr. J. J. Hottinger hat auf 1814 unter dem Titel: Heldeninn und Heldenstärke, die Zeiten der St. Jakobschlacht zur schönen dramatischen Anschaulichkeit gebracht.

Von anderweitigen Dichterwerken nennen wir billig zuerst die neu herausgegebenen Lieder zur Ehre

unser's Herrn, nebst einem Schweizerpsalm, von dem ehrwürdigen Hef, (Zürich 1813). Kräftige, der Erbauung dienende Gesänge, die auf Meisterschaft deuten, während Nüss poetische Versuche, (Zürich 1813), und die Alpenblumen von Agnes Geyer (Basel 1813) bescheidene aber versprechende Anfänge sind.

Uppenellers Gertraud von Wart (Zürich 1813), eine rührende historisch-romantische Erzählung, hat von allen neuern vaterländischen Dichtwerken, neben Hegner's Mollenkur (zweite Auflage) den ausgedehntesten Beyfall erworben.

Für das französische Schweizer-Publikum indessen waren die Erzählungen der Frau von Montolieu (douze Nouvelles, par Mad. Is. de Montolieu, pour servir de suite à son recueil de contes; 4 vol. Paris et Genève 1812) näher berechnet, und ist ganz neuerlich aus Frankreich durch eine geborne Schweizerin aus Biel (M. D. n. M.) mit drey Bändchen, nouvelles Helvétiques (Boulogne 1814) ein sehr angenehmes Geschenk bereitet worden. Auch die zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe von Salchli's Lehrgedicht, le Mal (Lausanne 1813), wird nachdenkenden Lesern willkommen seyn. Am reichhaltigsten ohne Zweifel, und theilweise äußerst anziehend ist Bridet's Conservateur Suisse, wovon

der fünfte Band erschienen ist, (Gausanne 1814). Das Ganze, aus den *étrennes helvétiques* gesammelt, können wir jedem vaterländisch, gesinnten Schweizer empfehlen. Es ist nämlich keine bloße Kalenderleseerei, sondern Geschichte, alte Urkunden, (freilich nur französisch) Anekdoten, Naturbeschreibungen und Gedichte, wechseln sehr unterhaltend und lehrreich mit einander ab, und sind meistens von Hrn. Bridel und seinen Gebrüdern selbst verfaßt. Ein neulich in Genf erschienener *Guide du Voyageur en Suisse* ist für die Leser von Ebels und Heideggers Anleitung u. nicht ergiebig an Neuigkeiten.

Wir bescheiden uns dieses Verzeichniß unterhaltender Schweizerwerke nicht mit solchen zu vermehren, die ganz zunächst der Belehrung gewidmet sind, wie Hottingers Rectorats, Reden, und H. Hirzels Blick auf einige Hauptverderbnisse unseres Zeitalters. — Wann gewinnt wohl die Schweiz wieder ein vollständiges beurtheilendes Journal der einheimischen Litteratur, wie die Schweizer, Bibliothek vor 1791 es war? Wohl kaum bis die Zeit der politischen Streitschriften, welche wir billig hier unberührt ließen, endlich einmal vorüber ist. —